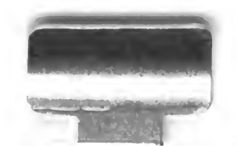
Liebe und Psychose

Georg Lomer



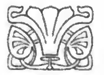
Liebe

und

Psychose.

Von

Dr. Georg Lomer,
II. Arzt an der Heilanstalt Nordend in Nieder-Schönhausen/Berlin,
früher Oberarzt im Provinzialdienst.



Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1907.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 49.

Inhaltsverzeichnis.

I. Entstehung, Wesen und Zweck der Liebe.

A. Allgemeines.

Wenn man daran festhält, dass sich das Getriebe der Welt — und so will es bekanntlich der Klassiker — durch „Hunger und Liebe“ erhalte, so darf man nicht vergessen, dass Hunger und Liebe nicht etwa Gegensätze sind, sondern das eine vielmehr die Vollendung, Potenzierung oder Sublimierung des anderen darstellt.

Der Hunger, resultierend aus einer bestimmten Säfteverarmung der Körperzellen, hat den einzigen Zweck, diesem für den Fortbestand des organischen Lebens schädlichen Zustande abzuhelfen. Das geschieht durch den komplizierten Prozess der Nahrungsaufnahme und Verdauung, durch welchen die von aussen zugeführten Nährstoffe in einen Zustand übergeführt werden, der sie den Einzelzellen gewissermassen mundgerecht macht.

Das letzte für unsere bisherige Kenntnis greifbare Stadium dieses Vorganges ist die Bildung des Blutes, dessen fast absolute Universalität im Körper eine so unabweisbare Notwendigkeit bedeutet, dass ein Zellkomplex, dem die Blutzufuhr gänzlich unterbunden wird, in kürzester Frist dem Tode verfällt.

Umgekehrt ist das Gewebe dort am lebensfrischesten, wo diese Blutzufuhr am lebhaftesten stattfindet, z. B. in den verschiedenen Regionen des Schädels und Gesichts und vor allem: im Gehirn. —

Im Blute und in der Lymphe finden sich die Nährsubstanzen in einer so elementaren Form, dass die Zellverbände sie nun mittelst einfacher chemisch-physikalischer Prozesse bequem aufzunehmen und daraus ihren zum Leben notwendigen Bestand zu ergänzen vermögen.

Diese Nahrungsaufnahme der Einzelzellen hat nun viel gemeinsames mit dem Fressakt, wie wir ihn bei den einzellig lebenden Organismen beobachten können, wobei zu bemerken ist, dass diese Stoffaufnahme mit der im Stoffwechsel stattfindenden Stoffabgabe zur Erhaltung des Lebens von der Zelle stets in gewissen Grenzen bilanziert werden muss.

Bei jüngeren Zellen findet dabei eine stetige Formänderung im Sinne des Wachsens statt. Ist jedoch eine gewisse Grösse erreicht, ist

— möchte ich sagen — eine gewisse Sättigung vorhanden, so zerfällt die Mutterzelle mittelst Teilung oder Sprossung in zwei Tochterzellen, welche fortan getrennt ein selbständiges Leben weiterführen. Dies ist der sehr primitive — gewöhnliche Fortpflanzungsmodus der Einzelzellen.

Was hat es nun mit dem analogen Vorgang bei den Vielzellern (Metazoen), z. B. beim Menschen auf sich? — Je nun, auch hier teilen sich die Zellen des jugendlichen Organismus, sobald sie eine gewisse Sättigungsreife erlangt haben. Wir sagen dann: Die Gewebe sprossen, die Organe wachsen, ja, der ganze Mensch wächst.

Der ganze Vorgang, welcher sich ab ovo bis zum Zeitpunkte des Ausgewachsenseins, beim gesunden Manne nordischer Rasse also etwa bis zum 25. Lebensjahre erstreckt, besteht aus einer Reihe von zellularen Reifungs- und Teilungsprozessen wie der geschilderte. Aber diese Teilungsvorgänge, vielfach unterbrochen von einem zellularen Kampfe ums Dasein, fördern lediglich die lebendige Fortdauer der einzelnen Zellwesen, die sie für eine gewisse Zeit garantieren, keineswegs aber die des ganzen komplizierten Zellenstaates ‚Mensch' genannt. Seine Fortpflanzungstendenz muss sich eines anderen Weges bedienen, um zum Ziele zu gelangen. Abermals helfe uns eine Analogie aus dem Leben der Protozoen zum besseren Verständnis:

Wenn sich ein Einzellerleib ad infinitum immer wieder in Tochterzellen teilt, so tritt schliesslich ein Augenblick ein, wo die neuen Gebilde so sehr der rechten Lebensenergie ermangeln, dass eine weitere Fortpflanzung am Ende unmöglich wird. Ein Augenblick der Erschöpfung, der einen Ab- und Aussterbeprozess einzuleiten pflegt, dessen Ende der Untergang der Art sein muss.

Um seinen Stamm vor diesem Schicksal zu bewahren, muss das einzellige Individuum ab und zu mit einem anderen Individuum der gleichen Art verschmelzen, sich kopulieren, und erst das neue Wesen, das Verschmelzungsprodukt, die durch diese Synthese entstandene neue Zelle ist wieder imstande, in weiteren fruchtbaren Teilungsprozessen lebenskräftige Nachkommen zu schaffen[1]).

Durch diese Verschmelzung der Individuen ist also eine Energie-Steigerung des Organismus bewirkt, der nun für eine gewisse Zeitdauer sogar erhöhte Zeugungs-, d. h. Teilungsfähigkeit erlangt hat. Hat sich dieselbe eine gewisse Zeit betätigt, so tritt abermals eine Erschlaffung ein, und abermals ergibt sich die Notwendigkeit einer Auffrischung.

Wenden wir die Kenntnis dieser Tatsachen mit Bezug auf viel-

[1]) Vgl. Forel, Die sexuelle Frage, Anfangskapitel. H. Kossel, Protozoen als Krankheitserreger. In „Umschau" X. Jahrg., Nr. 25. Dr. Max Hartmann, Die Fortpflanzungsweise der Organismen. Neubenennung und Einteilung derselben, erläutert an Protozoen, Volvocineen und Dicyemiden.

zellige Individuen an, so kommen wir zu einer sehr überraschenden, doch ganz natürlichen Folgerung.

Wäre es nämlich möglich, dass die den Körper der Metazoen zusammensetzenden Einzelzellen durch Verschmelzung mit anderen gleichwertigen Zellen ab und zu eine Auffrischung erführen, so wäre nicht einzusehen, warum die Fortdauer ihres Lebens, ihre Lebensfähigkeit nicht eine ebenso unbegrenzte sein sollte, als die der einzelligen Organismen.

Damit gäbe es eine Unsterblichkeit der vielzelligen Organismen, d. h. sämtlicher Pflanzen und Tiere, ganz in demselben Sinne wie die Unsterblichkeit der einzelligen Wesen! Dieser Schluss erscheint theoretisch ganz einfach, entspricht aber nicht den harten Tatsachen. —

Abgesehen davon, dass die Mechanik der organischen Formen eine solche Verschmelzung zweier Zellgruppen von vorneherein ausschliesst, sind die Mehrzahl beispielsweise der tierischen Körperzellen in einem so hohen Grade differenziert, d. h. einer speziellen Aufgabe im Gesamtorganismus angepasst, dass es fraglich erscheint, ja, bei den meisten a priori als ausgeschlossen zu bezeichnen ist, dass sie zu einem so primitiven und elementaren Vorgang, wie die Verschmelzung ist, noch imstande sein könnten.

Die Differenzierung, die absolute Angepasstheit an spezielle Zwecke, untergräbt, wie im Leben der Völker und Geschlechter, so auch im Einzel-Organismus die Anpassungsfähigkeit und damit die Befähigung zur organischen Unsterblichkeit durch die Erzeugung von Nachkommen. —

Wie die nach Milliarden zählenden Scharen der Einzeller der steten Teilung einer kleineren Zahl ihren Ursprung verdanken, so leiten auch sämtliche vielzelligen Wesen, und seien es die kompliziertesten, höchstorganisierten, aus einer mit mehr oder minder hoher Teilungsenergie geladenen Mutterzelle ihre Existenz her; aus einer Mutterzelle, welche ihrerseits durch Verschmelzung zweier zellularer Einzelindividuen entstanden ist.

Es wiederholt sich, von diesem Kopulationsakt ausgehend, derselbe Vorgang wie bei den einfacheren protozoischen Wesen, eine fortschreitende Teilung won verschiedener Vehemenz.

Durch eben diesen Vermischungsakt, welcher für die beiden sich konjugierenden Zellen ein Aufgeben der Individualität um des höheren Prinzips willen bedeutet, wird gewissermassen die Möglichkeit, sich ungestraft weiter teilen zu können, für eine gewisse Zeitdauer erkauft.

In der Art jedoch, wie diese Weiterteilung stattfindet, oder vielmehr, wie die Teilungsprodukte sich weiterhin verhalten, liegt der fundamentale Unterschied zwischen den Proto- und Metazoen.

Während die Teilungsprodukte der ersteren gesonderte, selbständig für sich lebende Wesen bleiben, haben die Zellindividuen der letzteren unverkennbare soziale Instinkte, vermöge deren sie in festen Zellverbänden beisammen bleiben und, von Stufe zu Stufe sich entwickelnd, es in den höheren Gesellschaftsformen zu einer bewunderungswürdigen, auf Arbeitsteilung beruhenden Differenzierung gebracht haben.

Was die einzelnen Zellwesen dabei an Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit verlieren, das wird durch die gewonnene „Kultur" reichlich wettgemacht.

Oder sollten die Ganglienzellen der menschlichen Grosshirnrinde, die für den ganzen Menschen und oft noch für viele andere denken zu dürfen den Vorzug haben, ein Protozoon um seine kümmerliche Selbständigkeit beneiden müssen!? — Schwerlich.

Nur durch weitestgehende Arbeitsteilung wird Grosses erreicht. Dafür zeugen Tier- und Pflanzenwelt in ihrer Gesamtheit. Dafür zeugt des Menschen Schöpferkraft; dafür die Werke, die er der Erde, seiner Mutter, geschenkt. — —

B. Der Keimstoff.

Der Stoff, aus dem alle lebenden Wesen sich bilden, ist der Keimstoff.

Beim Protozoon wird im Konjugationsakte das ganze Individuum zum Keimstoff. Es erkauft durch seinen individuellen Tod die Fortdauer einer Reihe von Generationen. —

Anders beim Vielzeller.

Hier hat das soziale Prinzip die Keimfähigkeit nur für eine beschränkte Anzahl von Zellen reserviert, diese aber dafür mit einer von Entwickelungsstufe zu Entwickelungsstufe fortschreitenden, sich steigernden Valenz ausgestattet. Je vollkommener die Organisation des ganzen sozialen Individuums ist, eine um so kompliziertere innere, d. h. chemisch-physikalische Struktur müssen wir für den jeweiligen Keimstoff annehmen.

In ihm, der mit dem Gesamtkörper fortdauernd im innigsten Kontakt und Säfteaustausch bleibt, kristallisieren sich gewissermassen die Erfahrungen und Entwickelungstendenzen sämtlicher mit ihm organisch verbundenen Körperzellen. Sein chemischer Wert wächst mit zunehmender Kompliziertheit des gesamten Zellenbaues. Je vielseitiger dieser ist, je zahlreicher, je differenzierter, je reicher gegliedert die einzelnen Organe sind, für um so mehr Aussenreize wird das Individuum aufnahmefähig sein, um so mannigfacher werden sich die Erfahrungen gestalten, die es sammelt. Mit zunehmender Vielseitigkeit der Sinneswahrnehmungen und ihrer psychischen Verwertung erschliesst sich die

Welt dem inneren Auge in immer höherem Grade, und immer reicher wird der Schatz der Erbweisheit, welche durch Vermittelung des „mnemischen“ Prinzips im Keimplasma an die kommende Generationenfolge weitergegeben werden soll.

Je tiefer andererseits wir in der Entwickelungsreihe abwärts steigen, um so weniger zahlreich sind die Erbtendenzen, um so geringer dieses Erbgut; um so gleichförmiger spinnt sich das Leben der Organismen ab.

Kehren wir nun noch einmal zu den Protozoen zurück.

Die beiden Individuen, welche sich in elementarer Konjugation vermählen, repräsentieren — jedes für sich — eine Summe von Erfahrungen, die ein jedes — abhängig von dem jeweiligen besonderen Charakter seines Aufenthaltsortes und der dort auf es einwirkenden Luft-, Licht-, Nahrungs- und anderen Reize — gemacht hat.

Bei der Konjugation vereinigen sich also zwei Körper, die sich äusserlich gleichen mögen, im inneren Bau aber — da auf anderem Boden sich ernährt und gelebt habend — mit Bestimmtheit voneinander verschieden sind.

Das aus der Konjugation entspringende dritte Wesen muss demnach bis zu gewissem Grade die erworbenen Tendenzen der beiden Zeugezellen in sich latent oder manifest vereinigen, sie miteinander kombinieren. Es ist die Resultante aus ihnen und damit ein absolut Neues von umfassenderer Lebensmöglichkeit, von weiteren Anpassungstendenzen, als beide Ursprungszellen für sich genommen.

Um freilich einen nach aussen hin wahrnehmbaren Unterschied, einen Fortschritt hervortreten zu lassen, dazu bedarf es wohl einer konsequenten und besonders glücklichen Vermischung zahlloser Geschlechterfolgen. Denn das leuchtet ein, dass nicht zwei beliebige Zellen immer eine gute chemische Affinität zueinander besitzen. Es gibt hier zweifellos ein chemisch-physikalisches Optimum, welches die kräftigsten, und ein Pessimum, welches die wenigst lebensfähigen Nachkommen entstehen lässt.

Auch in dieser Urwelt wird es so etwas wie Zu- und Abneigung geben, mag man sie getrost wissenschaftlich als „Tropismus“ von irgend einer Art bezeichnen. Es läuft im Grunde auf dasselbe hinaus.

Wie verläuft nun der Keimvorgang bei den Vielzellern?!

Da gilt der Satz: je weiter abwärts in der Tierreihe, um so mehr überwiegt noch die einfache primitive Teilung oder Sprossung (Infusorien, Polypen).

Die Rolle der Konjugation dagegen (worunter ganz generell die Verschmelzung zweier Keimzellen zu einer neuen dritten verstanden werden soll), nimmt in der aufsteigenden Entwickelungsreihe sukzessive zu.

Bei den höherstehenden Tierorganismen nennt man diese Konjugation „geschlechtliche“ Fortpflanzung. Es gibt da die merkwürdigsten

Übergangsformen. Die höchststehenden Tiere jedoch pflanzen sich ausschliesslich auf diesem Wege fort.

Wir stellten vorhin fest, dass in der Vereinigung zweier differenter Zellen ein mächtiges entwickelungsförderndes Moment gegeben ist.

Es kann daher nicht wundernehmen, wenn die Natur dieses Prinzip, welches man das „Prinzip der Zweigeschlechtigkeit“ nennen kann, in den höheren Formen immer schärfer herausgearbeitet hat. Sie bedurfte dazu freilich — der Weg ist lang — vieler Stufen.

Gehen wir nun zum Menschen über.

Wenn das Spermatozoon oder Samentierchen sich mit der grösseren weiblichen Keimzelle, dem Ei, vereinigt hat, so beginnt, im Anschluss an die innige Verschmelzung und Durchdringung der beiden Keimzellen, ein intensiver Furchungs- und Teilungsprozess.

Sein Ziel ist die Vollendung eines neuen Dritten, welches weder dem Vater noch der Mutter ganz gleicht, obwohl es aus beiden entsprang.

Im Leibe der Mutter, genährt von den besten Säften ihres Blutes, wächst sich das neue Wesen aus, bis es menschliche Gestalt gewinnt. Der im Anfang scheinbar so wüste, ungeordnete Zellhaufen birgt ungeheure Entwickelungskräfte. Schicht formt sich um Schicht, Gewebe um Gewebe, Organ um Organ. Ein wundervoll harmonisches Gebilde beginnt sich zu gestalten, wie getragen von einer inneren Kraft, wie geordnet von einem verborgenen Baumeister.

Wir kennen ihn, diesen Baumeister, der, mit geschlechterzeugenden Kräften ausgerüstet, den Leib des Menschen baut. Das Keimplasma ist es, aus dem das alles wird. —

Aber nicht restlos geht es in den Körperorganen auf, die sich aus ihm herausbilden. Sonst müsste das neue Wesen ja geschlechtslos sein, zeugungsunfähig; und dass sich aus den später so hochdifferenzierten Körperzellen zur Zeit der Pubertät plötzlich ein neuer Keimstoff zurückdifferenziere, dass das Kompliziertere wieder zum Einfachen werde, — nichts ist unwahrscheinlicher, ja, nichts ist unmöglicher als dies.

Wäre dem so, so müsste ja der junge Knabe ein Geschöpf von neutraler Wesensfarbe sein, das sich erst zur Pubertätszeit in ein Mannwesen umwandelt.

So müsste auch das kleine Mädchen geschlechtlich indifferent sein und erst mit der ersten Menstruation zum geschlechtlichen Fühlen erwachen.

Aber beides ist, wir wissen es, nicht der Fall.

Schon im Knaben regt sich der Mann tausendfach. Schon im Mädchen schlägt die künftige Mutter die Augen auf.

Das lehren schon die grundverschiedenen, so charakteristischen Spiele der Geschlechter unwiderleglich. Das drückt sich bereits triebhaft dumpf, aber unzweifelhaft echt im Bewusstsein des Kindes selbst aus.

Ich höre einen Einwand.

Warum, wird mancher sagen, ist denn nicht bereits der Knabe zeugungsfähig? Warum kann nicht bereits das Mädchen gebären? — Wir werden gleich die Antwort hören. —

Der undifferenziert, primitiv und damit vollkräftig gebliebene Keimstoffrest steht fortdauernd im innigsten organischen Kontakt und Säfteaustausch mit sämtlichen anderen — speziellen Zwecken sich anpassenden — Körperzellen. Das soll heissen, er empfängt fortlaufend Reize verschiedenster Art von ihnen und sendet auch seinerseits Reize an die ihm ursprünglich gleichen, sich langsam anders gestaltenden. Er beeinflusst sie sogar auf das Allernachdrücklichste und ist, wie neuere Forschungen ergeben haben[1]), die vornehmlichste Veranlassung zur speziellen Ausbildung der Geschlechtsmerkmale.

Diese können selbstverständlich nur dem gleichen Geschlechte angehören wie der Keimstoff selbst. Ist der männlich, so erwächst aus dem Embryo ein Mann. Ist er weiblich, ein Weib.

Wir sahen, dass der Keimstoff der unsichtbare, formgebende Baumeister des menschlichen Leibes ist, dass sein Einfluss in nachhaltigster Weise auf Art und Charakter des Zellenwachstums einwirkt, und dass eine Leugnung dieses Einflusses mit einer Leugnung des menschlichen Geschlechtscharakters überhaupt gleichbedeutend wäre.

Der Keimstoff ist es, der dem Manne den Adel der Erscheinung und den Stolz des Blickes, die Kühnheit des Sinnes und die Befähigung zu Wissenschaft und Kunst, — zwei exquisit männlichen Fähigkeiten, — gibt.

Der Keimstoff ist es, der dem Mädchen Lieblichkeit und Anmut, weiche Formen und Sanftheit des Herzens verleiht. —

Der Keimstoff sieht mit den Augen des Menschen, den er bauen half. Er hört mit seinen Ohren und er denkt mit seinem Hirn.

Aber wozu, zu welchem Ziele das alles?!

Hier öffnet sich unserem Auge ein Blick in die Tiefe. —

Wir wollen daran denken, dass jedes Lebewesen auf Erhaltung seiner Existenz und Vermehrung seiner Art bedacht ist, dass sein tiefstes Wesen stets in diesem urewigen Bestreben wurzelt. Der Keimstoff aber muss sterben, wie der ganze mit ihm verwachsene Körper, wenn dessen Stunde gekommen ist. Der an sich Unsterbliche ist an den Sterblichen gekettet und teilt dessen Schicksal, — wenn ihm nicht eine gütige Fügung unsterbliche Fortdauer auf anderem Wege ermöglicht hat. Und dieser Weg, — der einzige, — ist für das männliche Plasma die Vereinigung mit einem weiblichen, für das weibliche die Verschmelzung mit einem männlichen.

[1]) P. I. Möbius, Die Wirkungen der Kastration. Halle a. S., Carl Marhold.

Auch hier, wie bei den Protozoen, muss die gesunde Fordauer der Gattung durch das Opfer des Individuallebens zweier Zellen erkauft werden. Und um dieses Ziel, die Konjugation des männlich-weiblichen Plasmas, zu erreichen, dazu muss dem fakultativ unsterblichen Keimstoff der ganze übrige sterbliche Organismus dienstbar werden. Zu diesem Zwecke verleiht jener unsichtbare Baumeister den Augen der Jugend das Feuer der Liebe, dem Leibe den Wollustdrang und der Seele die unendliche Sehnsucht. Dazu stellt er — ganz normale Durchschnittsverhältnisse vorausgesetzt — den ganzen Organismus des Mannes im letzten Grunde auf das Weib, den des Weibes auf den Mann ein. Geht nicht das Streben jedes Durchschnittsmannes dahin, selbständig genug zu werden, um sich ein Weib nehmen zu können? Nicht das Trachten jedes Weibes darnach, „einen Mann zu bekommen!?" —

Ja, wie kommt es, dass die geistige Entwickelung beim Neger und — unter pathologischen Verhältnissen[1]) — auch beim jugendlichen Weissen mit dem Einsetzen der Pubertätszeit, der aktiven Geschlechtsreife so urplötzlich stockt und erlahmt?!!

Ganz sicher deutet dieses plötzliche Versagen auf eine mindere Kraft, auf eine eigenartige gerichtete Anlage des Keimstoffes, der seine ganze Energie bis dahin zum Aufbau von Körper und Geist verwandt hat und nun, — statt eine Reserve zur Weiterführung dieser Aufgabe zu belassen, — sich mit allzu grosser Ausschliesslichkeit auf die spezifisch sexuelle Arbeit wirft.

Ja, „um Helena" geht der schärfste und geheimste Kampf des Lebens, und der Glaube vieler, ein Ding um seiner selbst willen zu tun, — Bismarck meinte, dass gerade die Deutschen diese Fähigkeit besässen — ist in der Mehrzahl der Fälle ein frommer Selbstbetrug!

Nein, kein Zweifel kann mehr sein: Der Angelpunkt des Daseins ist für die sich ewig neuzeugende und neugebärende Menschheit die Vereinigung der Geschlechter.

Wie bei den Einzellern ein Affinitätsoptimum der Konjugationszellen angenommen werden kann, vermöge dessen die Vereinigung eine besonders vehemente, die Verschmelzung eine besonders gründliche, die Nachkommenschaft eine besonders kräftige sein wird, so späht auch der im Menschenleibe eingeschlossene Keimstoff mit allen Sinnen nach dem Partner, welcher ihm die vollkommenste Ergänzung, die feurigste Vereinigung verheisst.

An eine solche Vereinigung ist natürlich ohne Vermittelung des übrigen Körpers nicht zu denken. Darum kann diese instinktive Erkenntnis des geeigneten, im fremden Leibe verborgenen Partners nur dann

[1]) Ich denke hier speziell an die unter der Bezeichnung „Dementia praecox" laufenden, so oft zur Pubertätszeit einsetzenden jugendlichen Verblödungsprozesse, sowie an den geistigen Rückgang sovieler Imbeciller und Idioten zur selben Zeit.

zum Ziele führen, wenn der Gesamtkörper, wenn der Mensch für dieses Ziel interessiert wird.

Um aber dieses Interesse herbeizuführen, bedient sich der Keimstoff eines eigenen, vielerprobten und allgewaltigen Mittels: er lässt den Menschen, in dessen Leibe er lebendig wirkt, sich in den anderen Menschen, den Träger der Ergänzung, verlieben.

„Liebe“ ist demnach nichts als die intuitive Erkenntnis des zurzeit besten Komplements zur Konjugation. Liebe ist ein geheimnisvolles Erkennen des für die Gattung Zweckmässigsten. Liebe ist ein Werdeprozess, in dessen Flammen zwei verwandte Keime ineinander geschweisst werden, um ein drittes Neues von so guter Qualität zu schaffen, wie es an dem fraglichen Zeitpunkt der höchsten Schöpfungsfähigkeit der elterlichen Organismen entspricht. Und dieses dritte Neue ist das möglichst vollkommene Kind.

II. Die Symptome.

A. Vorbedingungen.

Im Anschluss an die obigen Ausführungen ist es nun unsere Aufgabe, uns mit den äusseren Erscheinungsformen der „Liebe“ zu befassen. Dabei ist vorauszuschicken, dass hier unter „Liebe“ selbstverständlich nicht etwa der Geschlechtsverkehr per se verstanden werden soll, sondern vielmehr jener zarte seelisch-körperliche Werdeprozess, an dessen Endpunkt erst der Geschlechtsverkehr einzusetzen pflegt.

Also die sogenannte „ideale“ Liebe.

Jene Liebe, welche zu Tränen und Jubel führt und von Natur so naiv ist, dass sie in ihren Anfangsstadien häufig genug einen Schleier vor den Augen trägt und alles, was bewusst körperlich-sexuell heisst, mit Abscheu und Befremden von sich weist. —

Ein Vorurteil ist es, anzunehmen, dass nur im geschlechtsreifen Alter die Liebesaffektion einsetzen könne. Das Kindesalter ist vielmehr keineswegs frei.

Schon in ganz jungen Jahren werden regelrechte Leidenschaften beobachtet, welche in ihrer Heftigkeit und Unmittelbarkeit denen der späteren Jahre in nichts nachstehen. Je jünger freilich das betroffene Individuum ist, um so ausgesprochener bleibt der reine ideale Charakter der Empfindung bewahrt, um so länger pflegt der Weg vom Unbewusst- zum Bewusst-Sexuellen zu sein.

Das Kindesalter hat vielleicht die zarteste Leidenschaftlichkeit überhaupt. Eine Leidenschaftlichkeit, die sich durch eine ungehenere Opferfähigkeit auszeichnet und niemals später so selbstlos auftritt als in dieser Zeit.

Auch das Jünglingsalter empfindet mehr ideell, d. h. triebhaft.

Im Mannesalter klären sich alsdann die Begriffe, und der Naturzweck tritt stärker ins Bewusstsein. Dabei kommt es um so schwerer zu einer ausgebildeten Liebe, je reicher der Erfahrungsschatz ist, den das Individuum gesammelt hat, je zahlreicher, je höher geartet die gewonnenen Vergleichspunkte, kurz, je schärfer die Kritik ist.

Je jünger dagegen der Mensch, um so impulsiver, rückhaltloser verliebt er sich.

Die Fähigkeit zur Liebe indessen an sich beschränkt sich auf kein begrenztes Alter. Sie dauert vom Frühling bis zum Herbste des Lebens.

Die Kurve fällt erst ab, wenn die Zeit des sogenannten „Johannistriebes", die Involutionszeit, vorüber ist, um hiernach der Leidenschaftlosigkeit des höheren und höchsten Alters Platz zu machen. Doch kommt auch in diesem Alter die echte Liebe noch vor. Nicht häufig freilich und — wo sie auftritt — mit einem Schein der Lächerlichkeit behaftet. Ein verliebter Greis, — gewiss, nur allzuleicht ein Ritter von der traurigen Gestalt! Aber, — lastet dieser Fluch der Lächerlichkeit nicht mehr oder weniger auf einem jeden Verliebten? Und ist es nicht eigentlich ein bewunderswertes Beispiel männlicher Leistungsfähigkeit, wenn selbst im weissen Haare die psychische Triebkraft des Keimplasmas noch nicht erloschen ist!?

Es ist jedoch nicht jedes Individuum in gleicher Weise zur „Liebe" in unserem Sinne veranlagt.

Es bedarf zum Zustandekommen dieser Erscheinungsreihe stets eines gewissen Vorrates an gesunder Keim- und Gehirnkraft. Das Hirn ist ja der Mittler, dessen sich die fortpflanzungsbedürftige Substanz bedient, um ihren Zweck zu erreichen.

Bei Wüstlingen z. B. ist echte Liebe darum etwas so Seltenes, weil der letzte Zweck der Liebe, die Ausstossung des Samens an den Ort seiner Bestimmung, hier auch ohne den Umweg über die psychische Affektion überreichlich besorgt wird.

Der Wüstling, der seinen Organismus dieses kostbaren und einzigartigen Stoffes systematisch beraubt, er betrügt gewissermassen die Natur, indem er eigenmächtig einen Akt vorweg nimmt und zum rohesten Genuss degradiert, welcher von der allweisen Urmutter als der letzte, feinste, sublimste gedacht ist, und welcher einerseits bestimmt war, den Gipfelpunkt, die Krone, die höchste Steigerung der Selbstentäusserung zu bilden, andererseits die höchste Kraftentfaltung der Gattung, ja ihre Behauptung für ewige Zeiten hienieden zu gewährleisten. —

Ohne Gehirnleistung, wie gesagt, kommt keine Liebe zustande. Nach neuesten Untersuchungen, z. B. von Möbius[1]), „macht" nicht der Hode den Geschlechtstrieb, sondern „regt ihn nur an". Es ist zu diesem

[1]) „Über die Wirkungen der Kastration", 1906, 2. Aufl.

Zwecke im Gehirn ein korrespondierendes Zellsystem vorhanden, dessen spezielle Aufgabe es ist, einerseits die aus der Geschlechtssphäre hinaufstrahlenden mächtigen Reize wie in einem Brennpunkt zu vereinigen, andererseits den unmittelbaren Ausgangspunkt zu bilden für alle Liebesstrebungen, deren mittelbarer Ausgangspunkt die Keimdrüsen sind.

Auch in den Fällen, wo das Individuum späterhin kastriert wurde, reicht zuweilen der Bestand dieses zerebralen „Zentrums" hin, um zu einer regelrechten Verliebtheit zu befähigen. Wenigstens scheint es, dass zwei von Möbius wiedergegebene Fälle so gedeutet werden müssen.

Auch berichtet derselbe Autor, im Anschluss an Tournès[1]), „man kenne in Kairo eine ganze Anzahl von Fällen, in denen sich Eunuchen unsinnig verliebt hatten." —

Hier muss die anregende Tätigkeit der Keimdrüsen, solange diese vorhanden, hingereicht haben, das Gehirn zu einem so spezifischen Gefühl, wie es die Liebe ist, zu befähigen, zu „differenzieren".

„In der Regel" aber „arbeiten beide zusammen, die Geschlechtsteile und das Gehirn." —

Inwieweit die sonstige Konstitution am Zustandekommen beteiligt ist, lässt sich höchstens vermuten.

Der Mensch in der Vollkraft der Jahre liebt anders als ein an der Schwelle des Alters stehender. Der von Gesundheit strotzende anders als der Phthisiker. Ja, wie die psychophysische Konstitution der einzelnen tausendfach verschieden ist, so findet sich auch in den einzelnen Modifikationen der Liebesformen ein ungeheuerer Farbenreichtum, eine Fülle von Abstufungen, und Nietzsche[2]) sagt nicht zu viel mit dem Wort: „Man wird fein genarrt, wenn man fein ist; man wird grob genarrt, wenn man grob ist!"

Dabei ist ein Punkt von besonderem Interesse.

Es scheint in vielen Fällen etwas Gesetzmässiges zu sein, dass die geschlechtliche Anziehungskraft durch eine gewisse gegensätzliche Anlage beider Teile bedingt ist.

Oft kommt es vor, dass ein hochintelligenter Mann, dass ein führender Geist seiner Zeit sich unwiderstehlich von einer ganz einfachen, ja einfältigen Partnerin angezogen fühlt. Oder ein sehr robust-männlicher Mann von einem zierlichen, gebrechlichen Weibe.

Umgekehrt verliebt sich die Virago, das Mannweib, — wenn überhaupt — mit Vorliebe in weiblich veranlagte Männer. Die Riesin liebt den Zwerg, der Riese die Zwergin.

---

[1]) G. Tournès, Les eunuques en Egypte. Genève, chez Vaney. 1869.

[2]) Friedrich Nietzsche, Zur Physiologie der Kunst. In den „nachgelassenen Werken".

Vielleicht hat Weininger[1]) mit seiner geistreichen Behauptung recht, dass stets ein ganzer Mann zu einem ganzen Weibe strebe, dass also — wenn der Mann dreiviertel männlich und einviertel weiblich veranlagt sei, — das zu ihm passende Weib dreiviertel weiblich und einviertel männlich sein müsse. Und welcher Mann hätte nicht auch weibliche, welches Weib nicht auch männliche Eigenschaften und Züge!

Es kommen jedenfalls ganz merkwürdige Paarungen aus reiner Liebe vor. Wo es anders ist, wo sich Gleiches zu Allzugleichem findet, da pflegen vernunftmässige Entschliessungen, wozu auch zuchtwählerische Prinzipien gehören, im Vordergrunde zu stehen, während die „Liebe" hier ein Schemen ist. —

B. Entwickelung.

Die Liebesinfektion hat nun in ihrem ganzen Beginn und ihrer Entwickelung etwas so Typisches, sie läuft überall mehr oder weniger so sehr in einem bestimmten Zirkel ab, dass man hier mit Recht von einem spezifischen physiologischen Prozess von bestimmter Gesetzmässigkeit sprechen kann. Ihn wollen wir jetzt betrachten.

Zunächst seinen Beginn.

Er kann schleichend oder auch akut sein. Bei der schleichenden Form entwickelt sich der Prozess aus einem Zustande der Gleichgültigkeit, der Unbekümmertheit heraus, um erst bei irgend einer günstigen Gelegenheit von dem Betroffenen selbst apperzipiert zu werden. Dies ist die Art, wie sich Skeptiker zu verlieben pflegen. Sie weichen allen ihnen bewussten Gelegenheiten zur Entflammung aus, sie brechen den Stab über „Jugendtorheit", über die „Illusionsfähigkeit" der anderen. Aber schliesslich merken gerade sie, welche die offene Flamme mieden wie das höllische Feuer, dass sie selber rettungslos in ein anderes Individuum verliebt sind, das sie vielleicht bis dahin als quantité négligeable betrachteten und das ihnen um so ungefährlicher erschien, je gewohnheitsmässiger sie bis dahin mit ihm verkehrt.

Es kommt ein Moment, ein seltsamer und überraschender, wo sie den Partner in einem anderen, neuen Lichte sehen. Ein Moment, wo ihnen aus der alltäglichen Erscheinung etwas fremdartig Süsses entgegenblickt. —

Anders die akute Form, die man mit Vorliebe als „Liebe auf den ersten Blick" bezeichnet. Sie ist viel häufiger, als gemeinhin geglaubt wird. Weder Lebenserfahrung noch Besonnenheit bewahren vor ihr, wenn sie auch im ganzen die Liebe des jugendlicheren Lebensalters ist.

Man hat sie nicht zu Unrecht mit dem Zünden eines Blitzes verglichen. So plötzlich ist sie da und nimmt den Menschen gefangen;

[1]) O. Weininger, Geschlecht und Charakter. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1905.

scheinbar aus dem Nichts geboren, in Wahrheit vorbereitet durch eine günstige Säftemischung des Leibes und ein glückliches Zusammentreffen äusserer Umstände.

Die Wirkungen dieses einleitenden „coup de foudre“ pflegen in der Regel weitaus auffälliger und unverhohlener zu sein, als die Erscheinungen der chronischen Form, obwohl beide im tiefsten Grunde sich gleich sind und die Hauptzüge gemeinsam haben.

Beiden Formen gemeinsam ist vor allem das eigentümliche Gefühl des Fremden, Neuartigen und dabei in tiefster Seele Beglückenden der ungewohnten Empfindung. Eine fremde seltsame Macht greift ins Leben des Menschen und sucht es nach ihrem Willen auf neue Ziele zu richten. Fast ausnahmslos wird diese Macht als eine wohltätige empfunden, als etwas Beglückendes, Beseligendes, dem sich der Mensch ohne wesentlichen inneren Widerstand hingibt.

Nur in einzelnen Fällen sträubt sich der Betroffene gegen das ihm neue psychische Element. Ja, ist er ein grosser Frauenverächter, so flieht er wohl jedes fernere Zusammensein mit der ihm gefährlichen Person, um nicht definitiv in jene Fessel geschmiedet zu werden, deren Festigkeit sonst mit jedem ins Land gehenden Tage wachsen muss.

Die Liebesempfindung vergewaltigt die Seele. Sie nimmt dem objektivsten Blick die Klarheit und lässt die geliebte Person in einem durchweg vorteilhafteren Lichte erscheinen, als sie dem ungetrübten Auge erscheinen würde. Ihre guten Seiten, körperlich wie seelisch, werden stärker betont empfunden, als unter normalen Verhältnissen.

Alles aber, was etwa andere in innerer oder äusserer Beziehung als minderwertig erachten, wird von dem Liebenden entweder übersehen oder als gleichgültig empfunden.

Ja, in vielen Fällen geht die Perversion des ethisch-ästhetischen Gefühls sogar so weit, dass bare Charakterfehler in geistiger, dass kleinere Schönheitsfehler in körperlicher Hinsicht als ganz besondere Reize imponieren.

Eigensinn, Schwatzhaftigkeit, Lügenhaftigkeit, Verschwendungssucht beim Weibe, Zornmütigkeit, Brutalität und philisterhafte Gesinnung beim Manne gelten nicht als das, was sie sind, nämlich Charakterfehler oder Erziehungsmängel gröbster Art; sondern wohlwollend gleitet der innere Blick des oder der von Liebe Geblendeten über diese Dinge hinweg.

Bei den moralisch höher stehenden kostet es vielleicht einen Kampf von kürzerer oder längerer Dauer. Schliesslich aber kapituliert stets die Vernunft und ordnet sich der stärkeren, ursprünglicheren Gewalt unter.

Diese kolossale Fälschung des Werturteils, welcher ein hoher Intellekt ebensogut, oft noch eher unterliegt als der minderbe-

gabte, erscheint jedem Unbeteiligten, Aussenstehenden zunächst als etwas so Unglaubliches, dass man Nietzsche[1]) versteht, der die Liebe „ein Fieber“, „einen Rausch“ nennt, oder Magnus Hirschfeld[2]), der von der Liebessehnsucht behauptet, sie sei in der Tat „ein der Morphiumsucht verwandter Zustand“.

Von dieser Illusionierung, dieser verklärenden Verkennung der geliebten Person ist kein Sinnesgebiet ausgeschlossen. Das Auge sieht Gestalt und Antlitz in einem „höheren“ Licht, das Ohr vernimmt in der Stimme tausend zärtliche Reize, die kein anderer zu entdecken vermag.

Dies geht so weit, dass auch ein dissonierendes, anderen unangenehmes Organ sympathisch empfunden wird.

Eine besonders intensive Wirkung aber übt der Geruch aus. Es hat bekanntlich jeder Mensch seinen persönlichen Eigengeruch, der sich allem, was er am Leibe trägt, der sich der umgebenden Luft, dem Zimmer, das er bewohnt, ja, den Gegenständen, die er häufig benutzt, schliesslich mitteilt.

Der Geruch reicht hin, dem treuen Hunde die Witterung des abwesenden Herrn zu geben, ihn beim Suchen desselben auf die richtige Spur zu führen.

Der Mongole wiederum verabscheut den Geruch des Weissen. Mancher Arzt findet in der Duftatmosphäre gewisser Kranken ein wertvolles Diagnostikum.

Da gibt es unendlich viele Beziehungen. Es leuchtet ja auch ohne weiteres ein, dass die feinen gasigen Ausströmungen, welche den Geruchsnerv reizen, zu der chemischen Zusammensetzung des riechenden Körpers in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis stehen.

Im ganzen jedoch tritt diese Empfänglichkeit für Geruchswahrnehmungen beim Menschen für gewöhnlich sehr zurück. Wir sagen zwar: ‚wir können einen Menschen nicht riechen‘, um unsere lebhafte Abneigung gegen eine Person auszudrücken.

Die Sache selbst liegt indessen bei den allermeisten Menschen mehr im Gebiete des Unbewussten.

Das ist im Liebesleben anders[3]).

Der Verliebte empfindet den Duft der Partnerin mit einem wollustartigen Vergnügen, er saugt ihn durstig ein als etwas Köstliches. Ja, befinden sich zwei Verliebte allein in einem dunklen Zimmer, ohne von-

---

[1]) Nietzsche, l. c.

[2]) Dr. Magnus Hirschfeld, Vom Wesen der Liebe. Zugleich ein Beitrag zur Lösung der Frage der Bisexualität. Verlag Max Spohr

[3]) Vgl. auch: Dr. Alb. Hagen, Die sexuelle Osphresiologie, 1906, Berlin, H. Barsdorf.

einander zu wissen, so ist zu erwarten, dass ihr Geruchssinn hinreichen wird, sie beide sich finden zu lassen.

Auch der Gefühlssinn ist in ganz hervorragendem Masse beteiligt. In besonders eigenartiger Weise im Beginn des ganzen Prozesses. Leichte und leichteste Berührungen mit der geliebten Person lösen wonnige Schauer aus, durchzucken den Körper wie ein elektrischer Schlag und lassen ihn in seltsamen Gefühlen erzittern.

Der Umstand, dass einander gleichgültige Individuen derartige Empfindungen nicht kennen, sondern — falls sie davon hören oder an anderen etwas merken — ihnen vollkommen verständnislos und kritisch-nüchtern gegenüber stehen, beweist, dass die Fälschung aller dieser Sinneswahrnehmungen ein Ding ganz eigener Art ist, dass sie im tiefsten Wesen des Liebesprozesses ihre Begründung, ihren Zweck findet, vielleicht ein sine qua non desselben ist.

Besonders bemerkenswert ist, dass diese der Norm nicht entsprechenden, qualitativ veränderten Sinneswahrnehmungen von einer derartigen Intensität sind, dass sie das ganze Interesse des Individuums völlig absorbieren. Es hat gleichsam den Anschein, als ob in solchen Augenblicken die ganze empfindende Seele des Menschen sich in Auge oder Ohr, in den Geruchsnerv oder in die fühlende Körperperipherie konzentrierte, um ganz „bei der Sache“ zu sein, in diesem Falle: bei dem Gegenstande der Liebe.

Und hieraus ergibt sich nun eine wichtige Schlussfolgerung.

Von der Feinheit und Konstruktion unserer Sinne, von der Art, wie wir uns zu den zahllosen auf uns einströmenden Sinneswahrnehmungen stellen, wie unser Gehirn unter ihnen gewissermassen seine apperzipierende Auslese trifft, ist ja die Konstitution unserer geistigen Persönlichkeit in bedeutendem Masse abhängig.

Der Halluzinant, hingerissen von der überzeugenden Kraft seiner Sinnestäuschungen, führt ein seiner Umgebung völlig unverständliches Dasein, er führt ein Traumleben, lebt in einer „Welt für sich“. Einer Welt, welche für ihn ebenso real ist, wie anderen die ihrige.

Da er alles oder vieles anders sieht als der Normale, muss sich schliesslich auch sein Urteil über die Dinge der Aussenwelt verschieben. Es muss sich ins Wahnhafte „verkehren“, und als Ende des Prozesses ergibt sich schliesslich eine mehr oder weniger durchgreifende Umwandlung seiner Persönlichkeit ins Pathologische.

Nicht anders liegen die Dinge beim Liebenden. Auch seine Sinne sind durch Trugwahrnehmungen, durch Illusionen [1]) eigener Art getrübt, die Objektivität seines Urteils ist abgeblendet. Auch bei ihm folgert aus der veränderten Wahrnehmung ein verändertes Schlüsse-

[1]) Vgl. auch bei Goethes Faust: „Du siehst mit diesem Trank im Leibe —“

ziehen und Handeln und damit eine veränderte Persönlichkeit.

Der Liebende ist „ein ganz anderer Mensch“, als er im gewöhnlichen Alltagszustande gewesen.

Die Illusionsfähigkeit kann sich sogar bis zu echten Halluzinationen steigern. Im fremden Stimmengewirr erklingt dem Liebenden plötzlich die Stimme der Geliebten. Unter den gleichgültigen Gestalten der Strasse glaubt er die vertraute Gestalt zu erkennen und erschrickt jäh, wenn er seinen Irrtum bemerkt. Oder es umweht ihn plötzlich der Duft ihres Haares, die weiche Welle ihres Atems.

Tausenderlei Gestalt nehmen diese Verwechselungen und Sinnestäuschungen an, und immer von neuem fällt der Betroffene in dieselbe Urteilslosigkeit, in dieselbe Verkennung der Tatsachen. —

Es ist begreiflich, dass die geschilderte wahnhafte Färbung aller die geliebte Person betreffenden Wahrnehmungen nicht in allen Fällen das Individuum mit gleicher Vehemenz befällt. Das leichteste Spiel hat der Prozess naturgemäss bei jugendlichen Personen, wo der psychische Infektionsstoff noch keinem reicheren, festgefügten Erfahrungsschatz begegnet. Je älter das Individuum aber ist, je schärfer ihm die tausend Eindrücke eines vielseitigen Lebens eingebrannt sind, je mehr sie zu einem eisernen Bestande scharfgeprägter Formen und Normen geworden sind, um so mehr Schwierigkeiten hat das neue psychische Agens zu überwinden, um sich allseitig durchzusetzen.

Es findet alsdann ein Kampf der psychischen Elemente statt, aus dem am Ende die höchstwertigen siegreich hervorgehen; — und als ein höchstwertiges Element, als Vorstellungsgruppe von chemisch höchster Valenz muss jener Zellkomplex bezeichnet werden, welcher im Hirn Träger der Liebesempfindung ist. —

Es gibt nun Menschen, welche gemeinhin für unanfechtbar gehalten werden. Verstandesmenschen, deren kühler Intellekt überwiegend zur Skepsis neigt. Gelehrte, Künstler, deren ganzes Wesen und Sein so von verstandesgemässer Reflexion oder so vom Feueratem der Phantasie durchtränkt ist, dass sie von vielen a priori für immun gehalten werden.

Hier liegt jedoch ein Irrtum vor.

Auch das Forschen des Gelehrten, das künstlerische Zeugen des Genies beruht ja im Grunde lediglich auf sublimierter Geschlechtlichkeit. Es steht — man denke an Goethe und an seine eigentümlichen stets mit erotischer Erregung vergeschwisterten Schaffensperioden[1]) — es steht mit der geschlechtlichen Potenz geradezu in einer eigenartigen Wechselbeziehung, die sich etwa so formulieren lässt: angestrengtes geistiges Schaffen, jene exquisit männliche Be-

[1]) Vgl. P. J. Möbius, Goethe und die Geschlechter. Halle, C. Marhold.

tätigung, schliesst **gleichzeitiges** Vorwiegen von Sexualtendenzen vollkommen aus, und umgekehrt! —

Es kann also sehr wohl ein Ersatz der einen Tendenz durch die andere vorkommen, ein zeitweiliges Abgelöstwerden, also stets ein Nacheinander, nie aber ein Neben- und Miteinander.

Nun lässt sich beobachten, dass gerade die Verliebtheit intellektuell hochstehender Menschen oft von einer geradezu unglaublichen Kritiklosigkeit diktiert zu sein scheint. Gerade hier finden sich Geschmacklosigkeiten seltsamster Art, welche nur allzu oft den ganzen Vorgang als eine „Verirrung" zu kennzeichnen scheinen.

Es ist, als stände der sonst so klare und überlegene Kopf unter einer tückischen Giftwirkung, oder auch, als sei durch eine geheimnisvolle Gewalt die ganze hochstehende geistige Persönlichkeit, jenes schwerst erworbene Gut, ausgeschaltet, um einem sinnlosen Chaos der Leidenschaft Platz zu machen.

Dieses sind die Fälle, wo die psychische Infektion etwa in einem Moment der Erschöpfung, der seelischen Leere erfolgte; wo eine vorübergehende geistige Entspannung genügte, um — unter dem Einflusse übermächtiger zentripetaler Reize von den Keimzellen her — der vielleicht lange zurückgedämmten sexuellen Vorstellungsgruppe eine überwertige Bedeutung zu verleihen. Und dann rächt sich gar oft die bisherige Vernachlässigung lebenswichtiger Triebe durch völlige Inbesitznahme, durch völlige Umwandlung des höchstdifferenzierten Individuums aus einer Persönlichkeit in ein Gattungswesen.

Und hier liegt ein springender Punkt unseres Gedankenganges.

Alle jene Fälle, wo die gesamte Freundschaft und Verwandtschaft die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt und erstaunt fragt: „Was findet er an ihr!? Was findet sie an ihm!?" — alle jene Fälle absoluter, unbelehrbarer Verranntheit in ein bestimmtes Individuum des anderen Geschlechtes gehören hierher.

Fälle, wo die äusseren Verhältnisse so heterogen sind, dass eine tatsächliche Erreichung des erstrebten Zieles mit einer tiefgreifenden Schädigung, vielleicht mit dem sozialen Untergange des Individuums gleichbedeutend ist, — diese Fälle sind eine typische Illustration zu dem tiefen Sinne des ganzen Vorganges.

Das Keimplasma, das mit unfehlbarem Instinkte die Ergänzungszellen in dem Partner wittert, fragt eben nicht nach Nutzen und Schaden seines Trägers, sondern sucht rücksichtslos die Vereinigung mit seinem Komplement herbei zu führen, um sich dadurch die Unsterblichkeit oder jedenfalls doch die Fortdauer für ein weiteres Menschenalter zu sichern.

Mag das Individuum geschädigt werden, mag es gar zugrunde gehen, — die Erhaltung der Rasse triumphiert!!

Es darf dabei gar nicht wundernehmen, wenn sich — wie so oft — ein Intellektueller mit einer geistigen Null oder, um mit Nietzsche zu reden, „ein Heiliger mit einer Gans“ zu paaren sucht. —

Die Natur bezweckt ja nicht die Züchtung eines Volkes von Genies, sondern sie will in erster Linie den Fortbestand der Rasse in einer genügenden Anzahl gesunder Durchschnittstypen gesichert wissen.

Bei der Entstehung genialer Begabungen waltet, lässt man die Natur schalten, wie sie will, sehr viel blinder Zufall. Rassenpolitik, Züchtung des Intellekts ist eine menschliche Erfindung, deren Grundprinzipien bisher leider fast nur auf die Tierzucht zur Anwendung gelangten. —

Die Liebe der Intellektuellen ist also, nach obigem, allermeist im tiefsten Kerne eine Tragödie.

Der hochorganisierte Geist verliebt sich — exempla docent! — mit Vorliebe in einen verhältnismässig minderwertigen, der asketisch-keusche in einen ausschweifend-profanen, der sensitive in einen bäuerisch-derben.

Aus der Verschmelzung gegensätzlicher Keime ersteht am ersten ein gesundes Durchschnittsindividuum. Es ist ein Parallelvorgang zu jener eigentümlichen Vorliebe ganz unreifer Jünglinge für ältere Partnerinnen, oder gereifter Lebenskenner für frischblütige Backfische.

Was der eine Teil zu viel, das hat der andere zu wenig, — und so ist die Wahrscheinlichkeit einer gesunden Kombination für den zu erwartenden Nachwuchs am ehesten gegeben. —

Hatten wir es im bisherigen vorzugsweise mit Erscheinungen zu tun, welche eine Schädigung des Individuums, eine Einschränkung seiner Persönlichkeit zu bedeuten pflegen, so dürfen wir doch an einer anderen Symptomenreihe nicht achtlos vorübergehen, welche gleichfalls ein Attribut der Liebe sind, aber, im Gegensatz zu den ersteren, eine Steigerung der Persönlichkeit und ihrer Kräfte darstellen.

Zunächst aber soll hier zusammenfassend auf gewisse äussere Ähnlichkeiten hingewiesen werden, welche den Liebeszustand in eine Reihe mit anderen psychopathischen Zuständen rücken.

Diese ganze oben geschilderte Umwandlung der Persönlichkeit, mit ihrer Verschiebung des Werturteils, mit ihrem unkorrigierbaren Mangel an gesunder Logik kennzeichnet in ganz gleicher Weise das Erscheinungsbild der als „Paranoia“ bekannten Affektion.

Die Ausschliesslichkeit, mit welcher die „überwertige“ Idee, die „überwertige“ Vorstellungsgruppe, um der Wernickeschen Auffassung zu folgen, das gesamte übrige Denken und Fühlen in ihren Bann zieht, zu ihrer vorurteilsvollen Logik zwingt, ist typisch für beide Affektionen.

Auch der Paranoiker ist in seiner gesamten Persönlichkeit mit dem Angelpunkte seines Wahnsystems verwachsen. Er steht und fällt mit ihm und findet in der Erreichung des erstrebten Zieles die denkbar höchste Seligkeit und Genugtuung, gleichwie der Liebende. Auch der Paranoiker „liebt" ja gewissermassen die eine bestimmte, von anderen für „krankhaft" angesehene Vorstellungsgruppe. Er liebt sie wie unter einem übermächtigen Zwange und kann nicht von ihr lassen.

Er kennt auch, ganz wie der Liebende, die Neigung der Mitwelt, Hohn zu lächeln über diese seine Lieblingsidee, und die Folge ist, dass er das ihm Heiligste im Innern verbirgt, dass er es — als ein typischer „Unverstandener" — schamhaft geheim hält vor den Augen der Menge.

Beide „dissimulieren", wie der spezialistische Ausdruck lautet, und das oft in auffallend geschickter Weise. Der Kranke, weil er häufig weiss, dass durch eine offenkundige Bekanntgabe seiner wahnhaften Vorstellungen seine soziale Existenz in Frage gestellt wird. Der Liebende, weil er instinktiv fühlt, dass ein anderer — und sei es sein Freund oder Bruder, — seine Empfindungen nicht nachfühlend verstehen, sie nicht als berechtigt anerkennen kann. —

Aber nicht nur hierin tritt der paranoische Charakter der Liebesaffektion klar zutage. Er äussert sich vor allem auch in der Ausschliesslichkeit, mit welcher sie von dem Befallenen Besitz ergreift und sein ganzes Handeln und Streben in eine ganz bestimmte Richtung leitet.

Von dem Moment der psychischen Infektion an treten alle Interessen, die sonst das Individuum beherrschten und in seinem Handeln bestimmten, sukzessive immer mehr in den Hintergrund und machen jener einen übermächtigen Zieltendenz Platz, welche da zu sagen scheint: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir! — —

Am auffälligsten ist dieser Umschwung beim Weibe. Das Erscheinen des Mannes, das ist bekannt, bereitet oft der innigsten Mädchenfreundschaft ein jähes Ende. Seine Besitzergreifung vom Weibe, welche oft mit dem ersten Blicke beginnt, duldet nicht die Koexistenz einer zweiten Macht neben der seinigen.

Und auch beim Manne macht sich ein Ähnliches bemerkbar. Freilich, infolge der von ihm in weit höherem Masse geübten Selbstbeherrschung, nicht so abrupt und akut wie beim Weibe. Aber, die Tatsache ist da: auch seine Freunde werden ihm langsam, aber sicher entfremdet.

Seine — vorher vielleicht weit ausholenden — Interessen schrumpfen zu einem viel engeren Kreise, einem Kreise von bestimmter Färbung, zusammen. Oft kommt es soweit, dass er sich selber untreu wird, sein Bestes um einen Judaspreis verkauft, und missachten lernt, was ihn früher heilig dünkte!

Dies ist das niederziehende, degradierende Moment so vieler Liebesfälle. Die Tragödie, die zahllose Auflagen erlebt hat und noch erleben wird: Der Mann opfert um eines Weibes willen, das ihm de facto unebenbürtig ist, ein ganzes reiches Innenleben. Oder umgekehrt: ein Weib, das mit tausend Gaben des Herzens und Gemütes begnadet ist, bringt ihr Kostbarstes dar am Altar des unbekannten, ihr neu offenbarten Gottes, der in so und so viel Fällen ein sehr sterblicher Durchschnittsmann ist. Ein Mann dazu oft von gewöhnlicher Gesinnung, von trivialer Verständnislosigkeit für das, was ihm überhaupt dahin gegeben wird.

Tragoedia incipit! sollte über dem Tore stehen, das in das gepriesene Land der Liebe führt.

Aussenstehende fassen es freilich gern als eine Komödie auf, über die sich zu lachen lohne. Am besten aber nimmt man es wohl als Tragikomödie mit Weinen und Lachen, als eine Tragikomödie, bei der es sich um Leben und Sterben handelt. — —

Der ganze Mensch, wie gesagt, ist es, der an der Liebe erkrankt. Je ganzer er ist, um so schärfer fasst ihn das Toxon, um so nachhaltiger drängt es seine Kräfte nach dem einen Ziele.

Und stets ereignet sich hier etwas Wunderbares:

Neben all dem Lächerlichen, welches sich dem Betrachter aufdrängt und das Objekt der Betrachtung oft als minderwertig erscheinen lässt, neben all der unverkennbaren Einbusse, welche das betreffende Individuum als urteilende Person erleidet, findet in der grossen Mehrzahl, vielleicht in allen Fällen eine Krafterhöhung in ganz bestimmter Richtung statt, ein Hinauswachsen über die bisherigen Grenzen, ein Erwachen neuer Energiezentren!

„Sein (des Liebenden) Gesamthaushalt“, sagt Nietzsche, „ist reicher als je, mächtiger, ganzer als im Nichtliebenden. Der Liebende wird Verschwender: er ist reich genug dazu. Er wagt jetzt, wird Abenteurer, wird ein Esel an Grossmut und Unschuld; er glaubt wieder an Gott, er glaubt an die Tugend, weil er an die Liebe glaubt: und andererseits wachsen diesem Idioten des Glücks Flügel und neue Fähigkeiten, und selbst zur Kunst tut sich ihm die Tür auf.“

Dieses letztere Wort verdient besondere Beachtung.

Dass innige Beziehungen zwischen Geschlechtlichkeit und Kunst überhaupt bestehen, ist lange bekannt. Ein prägnantes Beispiel solcher Beziehungen ist z. B. die von Lancaster[1]) beobachtete Tatsache, dass „die Pubertätsentwickelung von einer deutlichen Steigerung des Interesses für Musik und andere Künste begleitet wird[2]).“

---

[1]) E. Lancaster, Psychology of Adolescence. Pedagogical seminary. Juli 1897.

[2]) Bei Havelock Ellis, Die Gattenwahl beim Menschen. Würzburg, A. Stuber 1906.

Und zwar gilt dieses in gleicher Weise für viele ganz unmusikalische Menschen wie für musikalische.

Aus gleichem Grunde wird, nach der Ansicht hervorragender Meister, niemand ein rechter Künstler, der nicht einmal in Liebe gebrannt hat. Die Leidenschaft erst gesellt zur Technik den seelenvollen Schmelz, die Gefühlsbetonung. Sie erst gibt einem Kunstwerk die rechte Abrundung. Sie erst macht das blosse Virtuosentum zum höheren „gottbegnadeten“ Künstlertum. —

Ähnliche Verhältnisse liegen bezüglich der poetischen Betätigung vor. Menschen des praktischen Lebens, Skeptiker, bis dato Verächter aller mit den schönen Künsten zusammenhängenden Dinge, zeigen überraschenderweise auf einmal Neigung zu poetischer Produktion.

Die schlichte Prosa genügt ihrem beschwingten Empfinden nicht mehr; in Versen strömen sie aus, was sie beseelt.

Dabei hat dieser plötzlich erwachte Produktionseifer mit eigentlicher, poetischer Begabung herzlich wenig zu tun. Die Verse, Epen usw. halten fast durchweg einer einigermassen kritischen Betrachtung nicht stand, die Form ist verbraucht, der Inhalt trivial und alltäglich.

Gleichwohl scheint mir die äusserst weite Verbreitung dieser Neigung einen tiefen Sinn zu verraten. Vielleicht liegt hier eine der Wurzeln des poetischen, des künstlerischen Schaffens überhaupt klar zutage.

Dies scheint sich auch in der Art anzudeuten, in der wirkliche Poeten zu schaffen pflegen.

Bei Goethe bekanntlich trat der Schaffenstrieb periodenweise auf und bedeutete für ihn stets zugleich eine Zeit erhöhter sexueller Reizsamkeit. Sein berühmtes Wort: „Das Ewigweibliche zieht uns hinan!“ ist nur so zu deuten und kann nicht anders verstanden werden, als dass der Dichter den dunklen und geheimnisvollen Zusammenhang zwischen körperlicher und geistiger Fruchtbarkeit empfand.

Vielleicht auch drückt sich in seinen Worten heimlich die bittere Erkenntnis aus, dass der intensiv geistig Schaffende für den Rausch des Neuschöpfers die Lust der irdischen Liebe daran geben muss, wenn anders er Bedeutungsvolles schaffen will.

Nie je war ein Wüstling ein grosser Künstler, nie ein Mädchenjäger ein grosser Gelehrter. Immer opfern sie, die Begnadeten, das naiv-selige Liebesspiel dem höheren Zwecke[1]). Dabei ist es denkbar, sogar wahrscheinlich, dass ein Alternieren beider Schaffensarten eintreten kann. Dies wird bei Goethe der Fall gewesen sein, den man zu Unrecht als den ausschweifenden Poeten zu schildern liebt. Ähnlich war es wohl bei Heine, ähnlich bei zahllosen anderen.

[1]) Die Jungfrau von Orleans, ein anderes Beispiel, blieb nur stark und heldenhaft, solange sie sich der Manneslieb versagte.

Wie spärlich sind die Nachrichten, welche uns von den psychischen Zeugungsschmerzen unserer grossen Geister Kenntnis geben!

Neben dieser Steigerung des poetischen und musikalischen Interesses findet sich beim Liebenden ein weiterer hierher gehöriger Zug: die Erhöhung des Schmucksinnes.

Wie in der höheren Tierwelt zahlreiche männliche Individuen ein besonderes „Hochzeitskleid" anlegen, wie hier vielfach ein Farben- oder Duftrausch ohnegleichen der Liebessehnsucht beredten Ausdruck gibt, so könnten — die Vermutung liegt nahe — beim Menschen analoge Verhältnisse vorliegen.

Und in der Tat: was das Geweih beim Hirsch, was die Mähne beim Löwen, was gewisse Schmuckfedern beim Hahn, das bedeutet der Bart beim Menschen. Er gehört zu den wichtigsten der sogenannten „sekundären" Geschlechtsmerkmale. Sein blosses Vorhandensein ist gewissermassen zum Symbol der geschlechtlichen Reife geworden, sein Fehlen ist — im Liebesfalle — häufig genug Gegenstand des Spottes.

Ob und inwieweit etwa durch die Liebesaffektion das Wachstum des Bartes beeinflusst oder gefördert wird, wissen wir bis jetzt — mangels jeglicher massgebender Beobachtung — nicht. Für möglich halte ich es. Der Stoffumsatz ist ja im ganzen wesentlich gesteigert, das körperliche Wohlbefinden merklich gehoben, — da liegt es nahe, auch eine Beeinflussung der trophischen, d. h. formbildenden Nervenfunktionen anzunehmen.

Indessen, es ist müssig, sich allzusehr in blaue Theorien zu verlieren. Was wir wissen, ist nur, dass glücklich Liebende körperlich oft geradezu aufblühen, dass in ihnen gewissermassen ein neuer, reicherer, voller begnadeter Mensch erwacht, — die Einzelheiten muss die zukünftige Beobachtung aufdecken und klären.

Der Schmucktrieb des Menschen steht nun keineswegs mit dem tierischen auf gleicher Stufe. Der Mensch ist — anders wie das Tier — nicht mehr darauf angewiesen, lediglich mit körperlichen Veränderungen zu prunken, allein durch sie seinen veränderten Seelenzustand auszudrücken.

Sein höchst ausgebildetes Werkzeugsorgan, das Gehirn, lehrte ihn vielmehr einen anderen kraftsparenden Ausweg kennen, — die Kleidung; und hier fällt nun sofort ein Unterschied ins Auge, welcher die Geschlechter fundamental scheidet.

Das Weib, ob verliebt oder nicht, legt in die Kleidung von vorneherein eine stärkere sexuelle Betonung als der Mann. Das ist aus der Art ersichtlich, wie es die sekundären Geschlechtskennzeichen, den Busen, das Becken, das Haar hervorzuheben, zu markieren pflegt.

Vielfach geschieht das fast ohne Kenntnis des eigentlichen Sinnes, in völliger Naivetät.

Oft aber auch ist diese Kunst: zu gefallen zu einer bewundernswerten ihres Zieles sich vollbewussten Virtuosität ausgebildet. Das Weib will alsdann gefallen, und ganz besonders will sie es, wenn sie liebt. Tausend geschickte Mittel und Mittelchen weiss sie alsdann anzuwenden. Zahllos und doch bis ins Feinste berechnet sind die kleinen Modifikationen, welche bestimmt sind, den Gegenstand ihrer Liebe zu reizen, anzuziehen.

Charakteristisch ist übrigens, dass das Weib hierin, — wenn sie ihn kennt oder in Erfahrung gebracht hat, — ganz dem Geschmacke des Geliebten zu folgen sucht. Für ihn speziell und keinen anderen entfaltet sie dann die Pracht ihrer Toilettenkunst. Man kann sagen: sie kleidet sich alsdann passiv individuell.

Gerne nimmt sie auch Geruchsreize zu Hilfe. Ein feines Parfüm kann ein mächtiges Liebesstimulans sein. Ist es doch vorgekommen, dass sich Männer in den künstlichen Wohlgeruch einer Frau zuerst verliebt haben, dass dieser die erste Etappe war auf dem Wege zur absoluten Anziehung.

Anders als die Frau verhält sich der Mann für gewöhnlich in der Kleiderfrage. Er legt von Hause aus nicht dieses ausschliessliche Gewicht auf sie; ja, er verachtet denjenigen Geschlechtsgenossen, welcher allzu viel Zeit, allzu viel Mühe auf Kleiderkünste verwendet. Er nennt ihn unmännlich und weibisch! Hieraus ergibt sich, dass die berechnende Kleiderkunst dem Urwesen des Mannes nicht entspricht.

Der urwüchsige Mann, der Jäger, der Krieger, hatte wohl Sinn für männlichen Schmuck, für Waffen und Trophäen. Aber in der ausgesprochenen, bewussten Absicht, sexuell zu gefallen, legte er sie nicht an. Sie galten ihm lediglich als ein Attribut seiner Männlichkeit an sich. Bezüglich ihrer Wirkung auf das Weib ist der urwüchsige Mann naiv.

Anders wird dies mit steigender Kultur. Insbesondere die raffinierte Überkultur hat die Wirkung, beide Typen — den männlichen wie den weiblichen — einander näher zu bringen.

Intelligente, männlich denkende Frauen, weiche weibliche Männer sind das Produkt.

Eben diese weichen Männer sind es, welche schon im Alltagsleben ein übertriebenes Gewicht auf Kleiderluxus legen. Sie sind es, welche immer soigniert, wohlgebürstet und wohlfrisiert einhergehen und den geringsten Verstoss gegen die herrschende Tagesmode auf das Peinlichste empfinden.

Unzweifelhaft trägt die Kultur also dazu bei, im Manne den Sinn für das Äussere, wie er dem Weibe eigen ist, grosszuzüchten. Ein Vorgang, der sich sonst — und darauf wollte ich kommen! — nur im Liebesaffekt in ähnlicher Weise abspielt. Hat sich ein Mann verliebt,

so legt er plötzlich — ob jung oder alt, klug oder dumm, gebildet oder ungebildet, ist einerlei — in viel höherem Masse Wert auf sein Äusseres als vorher. Oft geradezu bis zur Lächerlichkeit.

Es wächst ihm auf einmal das Verständnis für die schlecht sitzende Krawatte, für den unfrisierten Schnurrbart. Er fasst eine heftige Vorliebe für feine Parfüms. Er stellt Mängel ab, er wird eitel, und in einem neuen, schöneren Lichte erscheint ihm jetzt jener Gebrauchsgegenstand, den er bisher hohnlächelnd den Frauen gegönnt, — der Spiegel.

Ein erzieherischer Einfluss der Liebe liegt hier also klar zutage und nicht einmal ein tadelnswerter.

Dieser Einfluss äussert sich aber auch noch auf anderen Gebieten. Er erstreckt sich eigentlich auf die ganze Lebensführung des Liebenden.

Wer leichtsinnig lebte, wird nun ein gewissenhafter Rechner. Wer die laute Geselligkeit liebte, beschränkt sich auf einen kleinen Kreis oder zieht sich auf sich selbst zurück. Viele suchen die völlige Einsamkeit, um sich mit den neuartigen, auf sie einstürmenden Empfindungen auseinander zu setzen.

Es kommt wohl auch vor, dass das Umgekehrte eintritt. Einsame Menschen, Sonderlinge, denen nichts am Verkehr mit der Menge lag, kommen nun auf einmal aus ihren Winkeln hervor, werden umgänglich und gesellig. Der vormalige Frauenfeind entwickelt sich zum liebenswürdigen Schwerenöter, der stille Stubengelehrte zeigt plötzlich Sinn für den Sport, den vielleicht die Geliebte pflegt, für Reiten, Tennisspiel oder Automobilismus. Der junge Kavallerie-Offizier liest Dichter und schwere Philosophen.

Eine Umkrempelung der Persönlichkeit tritt ein, an die niemand geglaubt hätte, der sie nicht gesehen.

Alle Betroffenen aber empfinden diesen Vorgang psychisch als etwas „Wunderbares, beglückend Schönes“. Sie fühlen sich „wie neu geboren“ und glauben ernstlich, dass dieses Trugbild, das sie beherrscht, erst „das wahre Leben“ sei.

Sieht man schärfer hin, so erkennt man, wie eminent sozial, wie sehr zum Vorteil der Gesamtheit und ihrer gesunden Fortpflanzung alle diese Veränderungen sind.

Wer hinter dem Ofen sitzt, gewinnt kein Weib. Die Liebe macht ihn kühn und unternehmungslustig.

Wer in derber Roheit durchs Leben ging, läuft Gefahr, das zartere Weib zu kränken, zu verletzen: die Liebe mildert seine Sitten. Der brutale, hartsinnige Draufgänger wird zum flötenden Anbeter. —

Oft hat diese Umwandlung — das ist sicher — etwas Lächerliches und Groteskes an sich. Sie ist allzu oft mit einer Einbusse an Bewegungsfreiheit, an gesundem Urteil verbunden. und das sieht der unbeteiligte Dritte sehr bald.

Aber dem stehen immerhin grosse Vorteile gegenüber. Die Liebe macht den Mann schwach gegen die Geliebte, aber stark gegenüber der sonstigen Aussenwelt; gegenüber dem Daseinskampf, soweit es um den Besitz der Geliebten geht.

Hier wird auch der Feige mutig, der Naive verschlagen, der Sanfte grausam. Wen nicht dieser Kampf um die Liebe zum Manne brennt, der wird es wohl nimmermehr. —

Es ist gewissermassen ein Existenzkampf von neuer Art, in welchen das Individuum eintritt, und zwar handelt es sich diesmal nicht um die Existenz des Individuums für sich allein, sondern um die Fortdauer des — nur fakultativ kontinuierlichen — Keimplasmas, dessen zartes Gebilde ohne die ergänzende Komponente fruchtlos zugrunde geht.

Der Kampf um die Geliebte bedeutet also nichts Geringeres als einen Existenzkampf der Rasse, des Stammes, des Geschlechtes!

Um dieser Prinzipien willen erfolgt die gewaltige Umwandlung der Persönlichkeit. Um ihretwillen erlangt der Schwache Löwenkraft.

Das Individuum, welches in diesen Kampf eintritt, tritt damit in den Dienst eines ihm übergeordneten Systems und wird als ausführendes Organ geheimnisvoller Urtriebe zum Gliede einer seit Jahrmillionen laufenden Entwickelungskette und zum Bannerträger des ewigen Lebens der Menschheit auf diesem Stern. — —

Untersuchen wir nun weiterhin, welchen Weg das Individuum einschlägt, um zu seinem Ziele, der Liebesvereinigung, zu gelangen und damit die Dissonanz von Individualismus und Sexualismus harmonisch zu lösen. Sodann dieses Ziel selbst. —

C. Mittel und Wege.

Ein geistvoller Forscher, Professor G. Herman[1]) hat den Liebesprozess als die Äusserung einer gegensätzlichen Polarität gekennzeichnet. Ungleiche Pole ziehen sich an, gleiche oder gleichgewordene stossen sich ab.

Mann und Weib aber sind fundamental ungleiche Pole. Je mehr im Individuum Mann ist, um so allgewaltiger unterliegt es der Anziehungskraft des echten Weibes, wenn es erst einmal in seinen Kraftbereich getreten ist. Ist die Infektion aber erfolgt, so beginnt alsbald ein Spiel von Kräften hin und her, ein Oszillieren des ganzen Wesens beider, ein wechselndes Angezogen- und Abgestossensein, dessen Höhepunkt schliesslich die definitive Vereinigung sein soll.

Die Mittel, deren sich diese unsichtbaren Triebkräfte bedienen, sind die Sinne und jene Zentren, wo ihre Wahrnehmungen verarbeitet

[1]) G. Herman, in „Genesis“ I. Bd., „Sexualismus und Generation“.

werden. Wie sehr die Liebesaffektion diese Wahrnehmungen fälscht, wie wenig das im Zentrum, d. h. im Gehirn schliesslich vorhandene Gesamtbild in der Regel den Tatsachen entspricht, sahen wir früher.

Dieses falsche Bild nun wird im weiteren Verlaufe der Affektion mehr und mehr ausgebaut und vervollständigt. Da es bereits in der ersten Anlage gefälscht war, so ist eine nachträgliche Korrektur ausgeschlossen, und das mit jedem Tage mehr.

Je öfter sich nämlich ein psychischer Eindruck wiederholt, je mehr er durch immer neue von derselben Person ausgehende Reize stabiliert, gefestigt, dem innersten Wesen des Betreffenden assimiliert wird, um so unlösbarer verwächst er mit diesem, um so mehr wird er ein Teil seiner Persönlichkeit, seines geistigen Kernes.

Es ist ganz derselbe oder doch ein sehr ähnlicher Vorgang, mittelst dessen sich auch die Heimat, die Familie, der Freund in unser Herz gräbt. Die stete Wiederholung der von diesen Dingen ausgehenden Reize schafft ganz bestimmte Reaktionen im Gehirn, ruft ganz bestimmte Vorstellungsgruppen ins Leben, die von Reiz zu Reiz immer untrennbarer mit der Persönlichkeit verwachsen und sie durchdringen.

Um das recht zu verstehen, müssen wir uns einmal die Art und Weise vergegenwärtigen, wie eine Persönlichkeit, ein Persönlichkeitsbewusstsein überhaupt entsteht und sich bildet. —

Jede Zelle des Körpers ist durch Nervenbahnen mit dem Zentralorgan, dem Gehirn, verbunden. Ändert sich irgendwie die chemische Konstitution der Zelle, — und sie tut es von Augenblick zu Augenblick durch den Stoffwechsel, — so wird dieser Vorgang unfehlbar in die Zentrale depeschiert und setzt auch dort bestimmte Veränderungen.

Indem nun im Zentralorgan sämtliche Zellenreize aus dem ganzen Körper zusammenfliessen, kombinieren sie sich hier zu einem Gesamtgefühl, zu dem Gefühl der körperlichen Persönlichkeit.

Der Gesamtkörper ruht aber nicht, er bewegt sich, er handelt, er verändert seinen Standpunkt dauernd und nimmt so durch die Sinne zahllose Neureize von aussen auf, welche sämtlich ihrerseits an der Fortbildung der Persönlichkeit weiter arbeiten.

In der Art, wie diese Reize im Gehirn gesammelt, zueinander in Beziehung gesetzt werden und späterhin das Handeln ausschlaggebend beeinflussen, markiert sich nun das Wesen der geistigen Persönlichkeit eines Menschen.

In der Liebe, das sehen wir, ist diese ganze geistige Persönlichkeit auf ein bestimmtes Wesen des anderen Geschlechtes polarisch eingestellt. Es empfängt von diesem Wesen fortlaufend Reize stärkster Wertigkeit, Reize, welche ja — um zum Hirn zu gelangen, — dieselben Nervenbahnen durchlaufen müssen wie alle anderen und nun dort ihrerseits an der Bildung und Umbildung der Persönlichkeit mitwirken.

Jede Vorstellungsgruppe — ein Begriff, der zu guter Letzt gleichbedeutend ist mit einer Gruppe von Schwingungseinheiten bestimmter Anordnung, — hat nun das Bestreben, sich unter ihresgleichen zu behaupten, ja, wenn möglich, eine dominierende Rolle zu spielen. Jede Vorstellungsgruppe hat, kann man sagen, einen „Willen zur Macht“, welcher jedoch unter normalen Verhältnissen von gewissen Gleichgewichtstendenzen in Schach gehalten wird.

Unter gewissen Umständen, z. B. bei der Erziehung, wird dieser zellulare „Wille zur Macht“ in rationeller Weise ausgebeutet. Man züchtet künstlich überwertige Zellkomplexe, welche über die anderen dann gewissermassen eine Art Suprematie ausüben und ihren Gehorsam erzwingen.

Alle stark betonten moralischen Begriffe, alle durch jahrzehntelange Gewöhnung festgewurzelten Vorurteile und vieles andere mehr sind abhäng von dem Vorhandensein solcher hochwertiger Zellgruppen.

Um den gleichen Vorgang, nur auf anderem Hirngebiet, handelt es sich bei gewissen Formen geistiger Erkrankung, z. B. bei der Paranoia. Hier trägt die überwertige, dominierende Vorstellungsgruppe zufällig einen stark antisozialen Charakter und imponiert eben darum und in erster Linie darum als Krankheit.

Nicht anders ist die Sachlage in der Liebe. Auch hier ist, wie wir sehen, eine überwertige Vorstellung von gewaltiger Valenz vorhanden. Eine Vorstellungsgruppe, welcher täglich neue Nahrung zugeführt wird, welche täglich mehr zum integrierenden Bestandteil der Gesamtpersönlichkeit wird. Je mehr sie das wird, um so unausrottbarer wird sie selbstverständlich; um so mehr identifiziert sich das Individuum mit ihr.

Schliesslich kann es soweit kommen, dass der Mensch von dieser Liebesvorstellung, deren Assoziationen die feinsten Fasern seines Wesens durchdringen, absolut abhängig wird, ihr absolut unterworfen ist, dass er mit seiner Liebe steht und fällt. — — —

Jeder Vorstellungskomplex — und je inniger zum Bestandteil der Persönlichkeit eingeschmolzen, um so mehr! — hungert nach Neureizen, welche ihn neu beleben, ihm zu funktioneller Fortdauer verhelfen sollen.

Werden ihm solche Reize nicht zugeführt, so muss er schliesslich sterben. Sterben aus Mangel an Nahrung, aus Mangel an Spontaneität. Wie der Ton einer Saite verhallt, wenn sie nicht von neuem gestrichen wird. Wie ein Bild in der Seele erlischt, wenn sein Gegenstand nicht von neuem leibhaftig vor uns tritt. —

Alle Sehnsucht, alles Heimweh, alles Zurückverlangen ist also im tiefsten Urgrunde nichts anderes als ein Gefühl des partiellen Sterbenmüssens. Die Vorstellungsgruppe fühlt, dass sie, um fortbestehen zu können, auf neue Reize angewiesen ist. Und

um so intensiver ist dieses Gefühl, je kraftvoller das seelische Bild von Anfang an betont war.

So auch in der Liebe. Hier steht das Bild der geliebten Person so sehr im Blickpunkt oder doch ständig so nahe dem Blickpunkte des Bewusstseins, es ist so wurzelfest mit der ganzen Persönlichkeit verwachsen, so sehr ein Teil derselben geworden, dass der Hunger nach Neureizen ein besonders intensiver ist. Dieser Hunger — „Sehnsucht“ genannt — ist am stärksten unmittelbar nach der Entfernung von der geliebten Person. Er kann sich — unbefriedigt — steigern bis zu gewaltigen Gefühlsausbrüchen, bis zu Paroxismen der Depression, ja in einzelnen Fällen bis zu Selbstmordversuchen.

Jede Vorstellungsgruppe stellt eben auch einen dynamischen Wert dar, eine chemisch-physikalische Kraftansammlung, welche ungestüm zur Entladung nach aussen drängt.

So lange dieser Entladung der natürliche Ausweg versagt bleibt, strebt das Kraftzentrum mit allen Mitteln darnach, die Gelegenheit dazu endlich — und sei es auch nach tausend Mühen — herbeizuführen. Im Liebesfalle: Das Individuum sucht sich zunächst der geliebten Person um jeden Preis zu nähern.

Als Palliativum ist es dabei anzusehen, wenn die Gedanken, die sich immer um das eine Ding konzentrisch bewegen, sich — faute de mieux — in Worten äussern. Der Verliebte spricht von nichts und niemand lieber als von der Geliebten. Er preist und verherrlicht sie ganz im Sinne der oben geschilderten wahnhaften Verkennung und einseitigen Beurteilung.

Nicht immer oder erst spät merkt er, dass er sich dadurch in den Augen der uninteressierten und objektiveren Umwelt lächerlich macht.

Es gibt allerdings auch Fälle, wo die Liebe stumm bleibt, wo kein lobendes, ja selbst kein erwähnendes Wort über die Lippen kommt, Wie in einer bewussten Scham über die in der ganzen Affektion zum Ausdruck kommende Urteilsschwäche.

Wohl denkt der Liebende: Ich schweige über mein Heiligstes, ich will nicht Perlen vor die Säue werfen!

Aber das ist lediglich die eine, die subjektiv empfundene Seite der Sache. Objektiv angesehen, ist es eher seine partielle Inferiorität, über welche er schweigt, und die Furcht der Blossstellung, welche ihm in einer eigenen und sehr verständlichen Scham die Zunge bindet.

Kommt dann in fremder Gesellschaft das Gespräch auf den Gegenstand seiner Verehrung, so weiss er oft seine wahren Gefühle in wahrhaft genialer Weise zu maskieren, zu „dissimulieren“, ja er ist vielleicht gar imstande, öffentlich ein absprechendes Urteil da zu fällen, wo er heimlich anbetet.

Es ist derselbe Vorgang, der sich bei vielen paranoischen Geisteskranken beobachten lässt: sie wissen, dass sie sich sozial und individuell schädigen, wenn sie ihre Wahngebilde offen eingestehen. Sie suchen daher den Arzt über ihre wahre Meinung zu täuschen, indem sie schweigen oder sich in gegenteiligen Behauptungen gefallen.

Der Vorgang ist, wie gesagt, in beiden Fällen psychologisch in gleicher Weise bedingt, womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass er auch vom ärztlichen, d. h. Zweckmässigkeitsstandpunkt gleich bewertet werden darf.

Gelingt es einem Paranoiker — Jahre um Jahre einen Zustand von Besserung, von Einsicht vorzutäuschen; gelingt es ihm, auf diese Weise seine Entlassung aus der ärztlichen Aufsicht durchzusetzen und wieder in den Vollbesitz seiner bürgerlichen Rechte einzutreten, so wird er von diesem Augenblick an für die Allgemeinheit wieder gefährlich.

Denn sobald er frei ist, wird er sogleich wieder mit allen Mitteln des Rechtes, der List und der Gewalt seiner fixen Idee freie Bahn zu schaffen suchen. Die aber hat denn doch ein anderes Aussehen, als die harmlose Wahnvorstellung des Verliebten, der zu ihrer Verwirklichung stets oder doch meist nur legale Wege beschreitet.

Wohl kann es auch anders kommen. Der Kassierer, der im Liebestaumel und um seiner Geliebten etwa Perlen kaufen zu können, einen Griff in fremde Kassen tut, der junge Offizier, der sich in die Frau eines Kameraden verliebt und den legalen Besitzer bei guter Gelegenheit brutal niederknallt, — sie sind zwar keine vereinzelten Erscheinungen.

Aber wo derartiges sich begibt, sind sicherlich von vorneherein keine ganz normalen Verhältnisse vorhanden. Solche Handlungen erwachsen, meine ich, stets auf einem schon an sich psychopathischen Boden.

Der normale Mensch, der liebt, ist sich zur Erreichung seines Zieles „des rechten Weges wohl bewusst“.

Und dieses Ziel heisst: Vereinigung mit der Geliebten; in vielen Fällen und entsprechend den heutigen sozialen Umständen: Ehe. —

Aus einzelnen ehelichen Verbindungen, aus Familien setzt sich der Staat ja zusammen. Je mehr und je besser fundierte Familien, um so mehr Vorteil hat der Gesamtstaat. Damit dient also den Interessen des Staates, wer in den Ehestand treten will.

Dies ist der Grund, weshalb der Verheiratete überall den Vortritt hat. Es ist ganz einfach berechtigte Interessenpolitik, die der Staat treibt, und es ist ganz erklärlich, wenn gute Ehemänner und noch mehr — Frauen, sich als Vertreter dieser staatlich-gesellschaftlichen Interessen fühlend, der „freien Liebe“ und allem, was nicht auf dauernden Bestand

eingerichtet ist, Fehde geschworen und es gesellschaftlich unmöglich gemacht haben.

Dass eben diese geheiligte Ehe in neuerer Zeit zahllose Gläubige verloren hat, und wodurch, — das steht auf einem anderen Blatt und gehört nicht hierher.

Um seinem Ziele näher zu kommen, verfolgt der Verliebte das Prinzip der körperlichen Annäherung.

Auch das Sehen, das Hören, das Riechen — sind ja eigentlich nichts als eine Abart des Tastens, eine besondere Form desselben. Aber diese Empfindungen sind zu sublimierter Art, sozusagen zu wenig handgreiflich, um dauernd eine rechte Befriedigung zu gewähren. Wenigstens der Mehrzahl der Individuen.

Bei einigen wenigen scheint es dennoch der Fall zu sein. Reinästhetische Menschen, denen schon der Gedanke an eine gröbere Annäherung zuwider ist, können in den Wahrnehmungen dieser höheren Sinne schwelgen.

Auch jugendlich-unreife Menschen neigen häufig zu dieser Art Liebe par distance.

Der normale Verlauf ist aber der, dass schliesslich taktile Reize begehrt und gesucht werden, gröbere Berührungen, als Auge, Ohr oder Geruch zu bieten vermögen.

Dies ist das Stadium, wo ein Gegenstand, den die Geliebte am Körper trug, ein Taschentuch, ein Schmuckgegenstand, ein Ring zum Objekt leidenschaftlichen Begehrens wird. Gelangt er in den Besitz des Liebenden, so treibt dieser in der Regel einen Kultus mit ihm, der unverkennbar zahlreiche fetischistische Züge trägt. Alles, was die Geliebte trug, was mit ihr überhaupt in körperliche Berührung kam, ist dadurch geheiligt und zu einem Gegenstand der Verehrung geworden.

Ganz besonders gilt das natürlich für Teile, die einmal zu ihrem Körper gehörten, z. B. Locken und dergleichen. Diesen leblosen Phantomen werden oft geradezu Altäre gebaut. Immer von neuem berauscht sich der Verliebte an ihnen, und die grenzenlose Verehrung, welcher er ihnen zollt, kann so weit gehen, dass sogar an sich unästhetische Dinge, dass Exkremente wie Urin, oder Sekrete wie Speichel und Schweiss eine Anziehungskraft im genannten Sinne ausüben.

Diese Dinge muten seltsam an und sind doch die Liebesäusserungen sonst ganz normaler Menschen.

Immerhin liegt es nahe, gerade die letzterwähnten Punkte mit gewissen ausgesprochen psychopathischen Zügen in Verbindung zu bringen.

Es finden sich beispielsweise zur Verehrung der Körperex- und -Sekrete im Reiche der bekannten Geisteskrankheiten reichliche Analoga.

Der Unterschied liegt nur eben darin, dass im Liebesfalle die Stoffe einer anderen, im letzteren Falle aber die der eigenen Person bevorzugt werden.

Wie weit die psychischen Wurzeln beider Handlungsweisen identisch sind, ist natürlich bis jetzt nicht festgestellt. Vielleicht aber handelt es sich bei den fraglichen Geisteskranken um auto-erotische Züge, und damit wäre dann ja der gemeinsame psychologische Grundstock gefunden. —

Übrigens spielen diese fetischistischen Vorstellungen auch im Aberglauben eine ganz bedeutende Rolle. Der „Liebeszauber“, durch den der Gegenstand der Liebe in die Gewalt des Verliebten gebracht werden soll, knüpft sich allermeist an einen körperlichen Bestandteil des ersteren, etwa an Haare, die ihm gehörten. Man setzt hier also den Teil für das Ganze. Derselbe Vorgang, der auch dem alten sogenannten „Bildzauber“ zugrunde liegt.

Wenn der Urmensch im Bilde die Umrisse des Mammuts, des Renntieres oder des Elches wiederzugeben suchte, so geschah das — nach neueren Forschern[1]) in dem naiven Glauben, durch dieses Verfahren die betreffenden Tiere selbst zu bannen, sie in seine Gewalt zu bringen.

Diese primitiven Zeichnungen, wie man sie etwa auf Knochenstücken fand, haben darum nichts Dekoratives, Persönliches. Sie sind aus dem oben genannten Grunde einfach möglichst genaue Wiedergaben und haben mit eigentlichen Kunsttendenzen gar nichts oder wenig zu tun.

Ist es nun etwas anderes, wenn sich noch heute der Wilde sträubt, von Reisenden gezeichnet oder photographiert zu werden? Wenn der Islam seinen Gläubigen verbietet, sich im Bilde darstellen zu lassen? Oder wenn es im Hebräischen heisst: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen??“

Ist es etwas anderes, wenn wir nur vertrauten Freunden unser Bild schenken, oder wenn Liebesleute, die sich scheiden, neben den Briefen auch die Bilder sich gewissenhaft zurückgeben?! —

Nein, die uralte schamanistische Auffassung ist es, die in allen diesen Zügen wiederkehrt und fortdauert. —

Noch ein paar Worte an dieser Stelle über den „Klangzauber“, der gleich dem Bildzauber aus alten Zeiten auf uns gekommen ist, aber doch eine unvergleichlich grössere Rolle spielt.

Willy Pastor sagt mit Fritz Mauthner: „Die Sprache (also der Klangzauber) ist Suggestion!“ Und dem ist so.

Nur beim Schwätzer ist die Sprache Selbstzweck. Immer wollen

[1]) Vgl. z. B. Willy Pastor, Die Erde in der Zeit des Menschen. Leipzig, E. Diederichs 1904.

wir mit ihrer Hilfe den anderen überzeugen, ihm unsere Meinung suggerieren, und sei es selbst unbewusst. Die Sprache ist also eine Waffe, und das von Anbeginn bis in unsere Tage.

Das Gebrüll des Urmenschen sollte dem Gegner sagen: Diese gewaltige Stimme gehört einem gewaltigen Körper, dem Körper Deines Feindes! Ermiss an ihr seine Stärke und fürchte Dich!

Die Schimpf-Zwiesprachen der homerischen Kämpfer um Ilios bedeuten nichts anderes: Suggestion.

Immer aber, — und das gilt nicht nur für vergangene Zeitalter, sondern ebensogut für die klare Beredsamkeit unserer Zeit, — bedarf es, um die gewollte Wirkung zu erzielen, des „Brusttones der Überzeugung“. Jenes geheimnisvollen Untertones, der eben den „Klangzauber“ der Rede ausmacht.

Eine Waffe also ist das gesprochene Wort und vielleicht noch mehr das gesungene! Wie sollte diese Waffe nicht auch im Kampfe um das Weib einen Zweck zu erfüllen haben!

Die Macht einer „sympathischen“ Stimme kennt jeder. Jedes leidenschaftliche Musikstück, jede einschmeichelnde Tanz- und jede kernige Marschmelodie stellt ja einen solchen Klangzauber dar, d. h. soll den Hörer in bestimmtem Sinne beeinflussen. Und gar die Lieder, welche von Liebe und Leidenschaft handeln? —

Je nun, man vergegenwärtige sich nur den Damenschwarm, welcher moderne Tenöre, und mögen sie menschlich die grössten Laffen sein, bewundernd zu umflattern pflegt. Das Grundelement dieser Bewunderung ist mit Bestimmtheit nicht etwa auf künstlerischem Gebiete zu suchen, sondern auf sexuellem. Jeder bekanntere Sänger weiss von diesen Dingen ein Lied zu singen. Was geliebt wird, das ist eben nicht die Kunst, wie man oberflächlich urteilen könnte, sondern das „hinreissende“ männliche Organ, und durch dieses der Besitzer des Organes: der Mann!

Doch kehren wir zu den taktilen Reizen zurück.

Wir fanden, dass in einem gewissen Stadium der Affektion das Bedürfnis nach körperlichen Berührungen ein ganz intensives wird. Es ist das Stadium des jähen Errötens und Erblassens. Das Stadium, wo die um den geliebten Menschen zentralisierte Vorstellungsgruppe nur des leisesten Anstosses bedarf, um in Schwingungen zu geraten und dieselben auf andere Zellgebiete zu übertragen.

Alle Vorstellungskomplexe — identisch mit Schwingungen bestimmter Abtönung — verdanken ja ihre Entstehung und Formung Aussenreizen, suchen — einmal vorhanden — gewissermassen einen Abfluss über die Grenzen des Körpers hinaus und drängen in die Aussenwelt zurück.

Sie erreichen ihr Ziel auf die verschiedenste Art. Bald schwingen sie ins motorische Gebiet hinüber und veranlassen das Individuum zu

mannigfachen Reden, Bewegungen und Handlungen. Bald entladen sie sich ins sekretorische hinein und rufen etwa eine lebhafte Neigung zum Weinen hervor. Bald sind sie, auf vasomotorischem Gebiete, die Ursache des bekannten leichten Farbenwechsels der Liebenden.

Mit einem Worte: was sie suchen, ist ein Abfluss, und zwar — nach Möglichkeit — der natürliche Abfluss.

Je nun, bis dahin ist ein langer und mühseliger Weg. Die steinernen Schranken, die eine vieltausendjährige Entwickelung und Kultur zwischen den Geschlechtern errichtet haben, fallen nicht auf einen Ansturm.

Zwischen Liebesinfektion und Liebesgenuss liegt das weite Feld der vorbereitenden Beeinflussung, das Feld der Werbung, deren einzelne Phasen wir im vorstehenden bereits berücksichtigt haben.

Vorläufig kann sich das Bedürfnis nach Berührungsreizen freilich nur in gewissen gesellschaftlich gestatteten Formen betätigen. So im Tanz, im Händedruck, überhaupt im möglichst häufigen Aufsuchen der Nähe des anderen.

Auch hier spielen wieder massenhafte Beziehungsideen hinein. Ein gleichgültiger Händedruck wird als besonders innig empfunden, und im Tanze gar verkörpern sich dem Liebenden — ich spreche vom Durchschnitt — himmlische Wonnen.

Dies pflegen die ersten aktiv herbeigeführten Gelegenheiten körperlicher Berührung zu sein. Erwähnenswert ist in dieser Verbindung auch das sogenannte Füsseln: Die Fussspitzen der Liebenden finden sich unter dem Tische oder an sonst einem verschwiegenen Platze und berühren sich in leise tastender Bewegung. Es ist dann, als gingen Ströme einer eigentümlichen Influenz von Person zu Person. Die gespannteste Aufmerksamkeit konzentriert sich auf den Ort eben dieses Stromaustausches, und so stark kann diese innerliche Gespanntheit sein, dass andere in der Nähe sich abspielende Dinge oder in unmittelbarer Nachbarschaft geführte Gespräche von den beiden Liebenden völlig unbemerkt bleiben.

Auch die Hände und andere Teile des Körpers finden sich bei guter Gelegenheit und immer wieder treten dabei ganz eigentümliche Empfindungen von Hitze und Gespanntheit auf, die für die Diagnose: Liebesaffektion geradezu typisch sind.

Selbstverständlich sind alle diese Erscheinungen erst möglich, wenn die gegenseitige Vertrautheit und Vertraulichkeit bereits einen gewissen Wärmegrad erreicht hat. Immer aber wirken sie steigernd auf die Empfindung selbst ein, und stets hinterlässt eine leisere Berührung den Hunger nach einer stärkeren.

Es tritt, wenn der Vergleich gestattet ist, dasselbe Verhältnis ein, wie es zwischen der primären und sekundären Spirale einer elektrischen Induktionsmaschine vorliegt. Der Strom der einen Spirale ruft gleicher-

weise einen in der anderen hervor, und dieser wiederum wirkt stromverstärkend auf die erste zurück.

Die Menschen als Individuen sind lediglich die Spielbälle dieser zwischen ihnen hin und hergehenden Kräfte. Sie folgen, weil sie müssen, einem unwiderstehlichen Zwange und haben sehr oft auch deutlich das Gefühl eines solchen.

In die Augen springt dabei stets die erhöhte Reizsamkeit, welche die Liebenden für alle zwischen ihnen obwaltenden Verhältnisse und Beziehungen an den Tag legen. Beide sind durch das fortgesetzte Annäherungsbestreben derartig aufeinander abgestimmt, dass jeder Teil die kleinste Veränderung im Benehmen des anderen in positiver oder negativer Richtung sofort aufs Schärfste empfindet und darauf reagiert.

Dieses Aufeinanderabgestimmtsein kann so weit gehen, dass manche Erkenntnis vom tiefsten Wesen des anderen, aus dumpfen, unter bewussten Wahrnehmungen geschöpft, als Ahnung ins Bewusstsein tritt und manchmal geradezu als verblüffende Hellseherei imponiert.

Die Frau sieht den Mann ihrer Liebe oft durch und durch. Sie erkennt auf seltsame Art die Stärke seines Gefühles, noch ehe er selbst sich darüber klar geworden ist. Ja, sie sieht manches tragische Verhängnis bereits im Keime, lange bevor sich gröbere Anzeichen zu einem deutlichen Bilde verdichten.

Dieses Ahnungsvermögen, welches nichts ist als ein verfeinertes Wahrnehmungsvermögen, ist — wie schon angedeutet — bei der Frau in weit höherem Masse ausgebildet als beim Mann, bezieht sich freilich einzig und allein auf die Person ihrer Liebe.

Der in Liebesdingen gröber organisierte Mann geht an vielem stumpf vorüber, was dem sensiblen Weibe sich offenbart. Man darf eben nicht vergessen, dass die Liebe so recht eigentlich die Domäne des Weibes ist, dass in der Liebe ihr eigenstes Wesen wurzelt. Durch sie steigt oder fällt sie, wird selig oder unselig. Es hängt für sie also viel mehr davon ab, ob sie in diesen Dingen ihre Sache versteht. Denn was für den Mann eine Episode, ein Erlebnis, das bedeutet ihr schlechterdings das Leben selbst. —

Das intime und feine Aufeinandergestimmtsein zweier Liebenden ist zugleich dazu angetan, zu beglücken und unglücklich zu machen.

Jedes vereinigende Moment, jedes gemeinsame Erlebnis wird doppelt süss empfunden. Dafür wird aber auch durch die kleinste, lächerlichste Differenz und Disharmonie oftmals eine seelische Erschütterung ausgelöst, die weder im rechten Verhältnis zu der Sache selbst steht, noch auch unter normalen Umständen möglich wäre.

Die verliebte Psyche hat die Tendenz, das partnerische Ich so sehr zum Bestandteil des eigenen Selbst zu machen und damit von demselben so umfassend Besitz zu ergreifen, dass bereits der geringste

Widerstand, der diesem Bestreben Abbruch tut, als schmerzhaft und kränkend empfunden wird.

Stets geht der körperlichen die seelische Verschmelzung voran. Sie ist dabei ein genau so aktiver Vorgang wie die erstere und stellt in ganz ähnlicher Weise eine Vergewaltigung fremder seelischer Empfindung dar, wie auch die körperliche Vereinigung mit einer Art von Überwältigung des schwächeren durch den stärkeren Teil verbunden ist.

Die Liebe ist im Grunde ganz und gar kein sanftes, wohlgebändigtes Gefühl. Im Gegenteil, sie ist tyrannisch und egoistisch im tiefsten Kerne, indem sie nicht das Glück des anderen, sondern in letzter Linie stets die eigene Befriedigung erstrebt, mag sie diesen Zweck, von konventioneller Heuchelei angekränkelt, auch noch so geschickt und mit noch so vielen Schleiern verhüllen. —

Fast stets ist dabei ein Teil stärker, ein Wille mächtiger als der andere. Der stärkere Mensch, in der Regel, doch nicht immer, wird dies der männliche sein, — gibt dem unterlegenen die Prägung und Willensrichtung, zieht ihn langsam ganz in seinen Bann. Es ist das eine Abhängigkeit bis in die feinsten Fasern der Seele hinein. Der schwächere Teil lernt mit den Augen des stärkeren die Welt anzusehen, lernt in gleicher Weise zu empfinden, ja, eignet sich sogar denselben Geschmack in den Kleinigkeiten des Lebens an.

Manchmal kommt es hierin zu einer Art Austausch, indem jeder Teil sich in die Weise des anderen hineinlebt und sie annimmt. Dann sind die Waffen gleich, und kein Partner hat den Ruhm und die süsse Genugtuung, den anderen im psychischen Liebeskampfe unterjocht zu haben. —

Denn ein Kampf, wie gesagt, ist die Liebesleidenschaft und keineswegs, wie die Minnedichter so gerne sagen, ein süsses Spiel. Wo aber gekämpft wird, da existiert ein egoistischer Wille, der sich durchsetzen will; und dieser selbe Egoismus ist es denn auch, welcher sich schliesslich gegen das Individuum selbst kehrt und es zucken lässt unter den qualvollsten Peitschenhieben, die es im Reiche der Liebe gibt, unter den Peitschenhieben der Eifersucht.

Eine Liebe ohne Eifersucht ist ein Unding. Wo warmes Leben pulsiert, wo es sich um eine echte Liebesleidenschaft handelt, da ist auch Eifersucht, offen oder im Keime vorhanden. Sie ist ein sine qua non. Sie ist wie der Rauch, der die Flamme anzeigt. Wer die Liebe will, der darf sich auch vor der Eifersucht nicht sperren. Der darf nicht verächtlich reden von einer Erscheinung, in der sich der paranoische Typus des ganzen Gefühls so besonders durchsichtig offenbart. —

Um verständlich zu machen, was ich meine, erinnere ich an jene spezifische und allgemein als solche bekannte Krankheitsform, welche man als „Eifersuchtswahn der Alkoholiker“ bezeichnet. Es handelt sich dabei um einen Symptomenkomplex von rein paranoischem Charakter, um ein in ganz bestimmter Richtung ausgebildetes Wahnsystem, das — wie sich bei Paranoikern stets beobachten lässt, — mit einer ganz gewaltigen Gefühlsbetonung einhergeht.

Da nun aber alle psychotischen Erscheinungen ein physiologisches Analogon besitzen und eigentlich nur auf die Spitze getriebene und damit pathologisch gewordene physiologische Funktionen sind, so bedeutet das in unserem Falle: Der Alkohol löst diese pathologischen Tendenzen in verstärktem Grade im Menschen aus. Er ist der Geburtshelfer, welcher die Wurzeln sexueller Urempfindungen in ungeahnter Schärfe ans Licht bringt. Diese Wurzeln sind aber auch beim nichtalkoholischen Menschen vorhanden.

Eifersüchtig wacht der Liebende darüber, dass kein anderer sich seiner Partnerin in auffallender Weise nähert, dass ihr jede Versuchung ferngehalten wird. Das Wahrnehmungsvermögen ist über die Norm geschärft und vermittelt manche Falschdeutung.

Ein harmloses geflüstertes Wort, ein Lächeln, das einem anderen gespendet ward, ein Händedruck, der zu lang erscheint, — alle derartigen Kleinigkeiten reichen völlig hin, ein Heer eifersüchtiger Gedanken und Vorstellungen wachzurufen und sind ganz geeignet, in das Netz wahnhafter Verkennung, als das sich uns die Liebe ja an und für sich dokumentierte, mit einbezogen zu werden.

Die ganze Erscheinung ermangelt indessen nicht eines tieferen Sinnes.

Ebensowenig wie die Liebe überhaupt, ist ja die Eifersucht im Kerne auf den Vorteil des Individuums gegründet und angelegt. Was bezweckt wird, ist vielmehr die Fortdauer, also der Vorteil der Rasse, und so ist denn auch die Eifersucht als höchste Potenz eines Rassenegoismus anzusehen.

Nachdem die rassenmässige Zweckmässigkeit eines Liebesbundes einmal erkannt ist und die beiden Liebenden in Konnex getreten sind, will die Natur nun auch die absolute Durchführung des einmal eingeleiteten Aktus garantiert sehen. Alle Widerstände darum, von welchen etwa noch eine Behinderung ausgehen könnte, sucht sie auszuschalten und bedient sich zu diesem Zwecke der Eifersucht.

Dies ist jedoch nicht der einzige Zweck der letzteren. — Wenn ein vornehmer Grieche schöne und wohlgestaltete Kinder von seinem Weibe empfangen wollte, so stellte er von Künsterhänden geschaffene Götterbilder in die Gemächer der Schwangeren; und sein Glaube trog ihn nicht.

Die uralte volkstümliche Deutung des „Versehens" der Mutter gründet sich ganz auf dieselbe Beobachtung. Auf die Beobachtung nämlich, dass stärkere psychische Einwirkungen auf die Mutter auch für die Frucht, die sie unter dem Herzen trägt, nicht ohne Folgen bleiben können. Ganz besonders scheint das bei Ereignissen, die von schreckhaften Gemütsbewegungen begleitet sind, der Fall zu sein. Gemütsbewegungen spielen hier überhaupt eine grosse Rolle.

In vielen Volkssagen spiegeln sich derartige Anschauungen wieder. Nimmt man doch vielfach sogar an, dass intensive gedankliche Beschäftigung, z. B. der Frau mit einem geliebten Manne der von einem anderen ungeliebten Manne empfangenen Leibesfrucht die Züge des Geliebten verleihen kann.

Ein Problem, das bekanntermassen auch in Goethes „Wahlverwandtschaften" seinen Ausdruck findet, jedoch au fond noch keineswegs völlig gelöst ist.

Hier sei auch an die Tatsache erinnert, dass der Züchter eine Hündin von guter Rasse nie wieder zu Zuchtzwecken benützen kann, wenn sie einmal von einem minderwertigen Hunde belegt worden ist. Es ist alsdann nicht nur der erste Wurf ein minderrassiger, sondern erfahrungsgemäss auch alle folgenden. Worauf diese merkwürdige Tatsache beruht, lässt sich vorläufig nur vermuten.

Zweifellos wird durch die erste Konzeption im weiblichen Organismus eine weitgehende spezifische Änderung derart gesetzt, dass die künftige Tendenz der Keimesentwickelung dadurch ein für allemal ein bestimmtes Gepräge erhält.

Dieselbe Erfahrung liegt dem Verlangen des menschlichen Mannes nach jungfräulicher Unberührtheit seines Weibes unbewusst zugrunde. Nur wenn er de facto der Erste ist, hat der Mann einige Garantie, ihm selbst ähnliche Kinder aus dem Schosse seines Weibes zu empfangen; und sogar das Verlangen mancher Männer, nicht nur dem Körper, sondern auch der Seele, dem Herzen ihrer Frau der Erstgeliebte zu sein, wird unter diesem Gesichtswinkel recht wohl verständlich.

Dass dieses extreme Verlangen oft einfach undurchführbar ist, dass es häufig zu den lächerlichsten Heucheleien und Komödien weiblicher Schauspieler führt, steht auf einem anderen Blatt.

Uns ist es nur darum zu tun, die psychologischen Wurzeln dieser unbewusst-bewussten Strebungen nach Möglichkeit aufzudecken und sie so unserem Verständnis näher zu bringen.

Jedenfalls geht aus den uns bis jetzt bekannten Tatsachen mit grosser Wahrscheinlichkeit das Eine hervor, dass es bei der echten Liebesvereinigung lange vor dem Einsetzen der körperlichen Kopulation zu einer geistigen Zeugung, zu einer tiefgehenden psychischen Beein-

flussung zu kommen pflegt, welche der ersteren sozusagen vorzuarbeiten hat. —

Wir haben es in allen diesen Dingen einerseits mit einer ausserordentlichen geistig-körperlichen Impressionabilität, andererseits mit einer zu Formänderungen führenden Reizintensität oder Reizhäufung zu tun, welche in der gesamten organischen Welt gar nicht so selten ist.

Worauf anders ist die oft frappante Ähnlichkeit alter Ehepaare wohl zurückzuführen, als in erster Linie auf eben diesen Faktor der Häufung gleichartiger Reize, deren Dauerwirkung schliesslich zu ganz auffallenden Formänderungen führt! Es gibt viele Analoga.

Jede Anpassung an die Umgebung in Farbe und Form — von der Wissenschaft seit langem ‚Mimikry' genannt — gehört hierher. Man kann da gewissermassen von einer suggestiven Beeinflussung des Organismus durch die Umgebung sprechen, indem man die Anpassung selbst als seine Reaktion auf stark wirkende Reize auffasst.

Farbe und Form sind ja ebensogut ‚Handlungen', aktive Lebensäusserungen eines Organismus, wie etwa das gesprochene Wort. Sie wirken daher ebensogut suggestiv wie letzteres. Wo ist überhaupt nicht Suggestion im nahen Beieinander organischer Bildungen!? —

Doch wir entfernen uns zu weit von unserem Thema. — —

D. Gipfelpunkt und Krisis.

Wenn eine gewisse Vertraulichkeit im gegenseitigen Verhältnis der Liebenden eingetreten ist, so richtet sich das beiderseitige Bestreben, wie schon angedeutet, auf eine möglichste Erweiterung der körperlichen Berührungsflächen.

Alles Streicheln, Tätscheln, Kneifen, Liebkosen, alle jene kleinen bezeichnenden Zärtlichkeitsakte haben diesen Zweck: körperliche Berührung und dadurch: polare Nervenerregung.

Welcher Art diese Nervenerregung ist, geht schon daraus hervor, dass sich während solcher Zärtlichkeiten sehr leicht Erektion einstellt.

Insbesondere ist das beim Kuss der Fall.

Über die ursprüngliche Herkunft des Kusses wissen wir nicht viel. Es kann sein, dass er aus dem „Liebesbiss" hervorgegangen ist, der seinerseits wohl dem Bestreben entsprang, die regelrechte Vollziehung des Kopulationsaktes durch eine möglichst innige und feste Aneinanderheftung beider Körper garantiert zu sehen[1]).

Es kann auch sein, dass er lediglich ein neu gefundener, nur etwas eigenartiger Berührungsreiz ist, wie alle anderen.

[1]) Es sei auch an die Art erinnert, wie sich bei den Spinnen der Liebesakt vollzieht bezw. eingeleitet wird. Stets läuft das liebeshungrige Männchen Gefahr, von dem viel grösseren und stärkeren Weibchen gefressen zu werden, bevor es zur Vollziehung des Aktes selbst gelangt.

Im Vollführen des Kussaktes geben sich die ganzen Zellstaaten demselben Verlangen hin, welches späterhin, ist der Prozess weiter vorgeschritten, Spermatozoen und Eizelle zur Verschmelzung treibt.

Es ist gewissermassen ein Prolog vor dem eigentlichen Drama, ein beiderseitiges Versprechen, mehr zu geben, wenn die Zeit gekommen ist. Dass in manchen streng denkenden Kreisen der Kuss geradezu als Zeichen der Verpflichtung zum Eheschluss aufgefasst wird, ist hiernach ganz begreiflich. Als Symbol innigen Einverständnisses, häufig gar Verlöbnisses, gilt er unter Liebenden wohl allgemein.

Charakteristisch ist übrigens die Umwandlung, die der Kuss im Verlaufe einer Liebesaffektion allmählich erfährt. Was anfangs eine keusche, zaghafte Berührung war, die schier andächtige Schauer auslöste, das wandelt sich im Laufe der Zeit, unter dem zunehmenden Feuer der Leidenschaft, zu einer immer inbrünstigeren Vermählung der Lippen.

Es wird ein minutenlanges Haften, ein Saugen; ja, wenn sich die Spitzen der nervenreichen Zungen berühren, so findet damit ein Kontakt innerer Organe statt, der dem eigentlichen Kopulationsakt nach — oder besser: vorgebildet ist.

Der Reiz des Kusses pflegt um so grösser zu sein, je länger er ersehnt wurde, je stärker die polare Spannung ist, welche durch die trennende Entfernung in den Liebenden aufgespeichert wurde. —

Der psychische Effekt des Aktes wird stets in ähnlicher Weise beschrieben. Der Kuss kann — besonders solange er ungewohnt ist — wie ein leichter elektrischer Schlag empfunden werden, was begreiflich erscheint, wenn man ihn als den Ausgleich einer gewaltigen Liebesspannung versteht.

Ein vollständiger Ausgleich ist er indessen nicht, sondern nur ein Palliativum, etwas Vorläufiges, eine Abschlagszahlung. Denn das ist sicher: Von dem Moment an, wo der erste Kuss mit beiderseitiger Leidenschaft geküsst ist, gibt es auf dem Wege zur Liebesvereinigung kein Halten mehr, wenigstens kein freiwilliges.

Je nach dem Temperament, nach den Umständen im Einzelfalle ist dieser Weg ein mehr oder weniger langer. Dabei ist, entsprechend dem physiologischen Unterschiede der Geschlechter, stets der Mann der aktive, vorwärts und zur Erfüllung drängende Teil, während das Weib das retardierende, vorsichtigere, schamhaftere Element verkörpert. Der Schleier dieser Scham eben bildet für den Mann einen neuen, unsagbar starken Reiz. Schamlose Frauen werden nie in der geschilderten Weise geliebt.

Das Weib dagegen wird gerade durch die aggressive Tendenz des Mannes hingerissen. Es will keinen Schwächling, keinen ewigen Zauderer. Immer noch hat der Mann die grössere Anwartschaft auf sexuellen

Sieg, der schnell, ja brutal zuzugreifen versteht. Und das vermag stets der gröbere eher als der feinere.

Zunehmende Kultur, mit ihrer Verfeinerung, insbesondere des Mannes, bringt daher weniger sexuell kräftig wirkende Typen hervor als primitive Verhältnisse.

Daran ändert auch die zu geistigen Fähigkeiten sublimierte sexuelle Potenz nichts. Denn sie wirkt immer nur auf eine Minderheit des anderen Geschlechtes. Wären unter den Frauen mehr wirklich freie Menschen, weniger traditionelle Sklaven zu finden, so lägen die Dinge wohl anders. Aber noch ist der Befreiungskampf des Weibes, der in Wahrheit ein Entwickelungskampf ist, im ersten Beginn. Es wird noch lange dauern, ehe die Früchte reifen.

Die Zeit, welche der endgültigen Liebesvereinigung unmittelbar vorangeht, verdient unser ganz besonderes Interesse. Nicht nur wegen des zu erwartenden Endeffektes der ganzen Affektion, sondern auch, weil die psychisch auffallenden Erscheinungen zu keiner Zeit so das Bild beherrschen, wie eben in diesem Stadium kurz vor der Akme, dem Gipfel. Das seelische Empfinden in seiner Gesamtheit ist jetzt vollständig auf den einen Punkt: Erfüllung der letzten Vereinigung, und auf die eine Person, welche diese Vereinigung zu gewähren hat, eingestellt. Was ausserhalb liegt, ist abgeblendet, kann nicht in den Brennpunkt des Interesses fallen.

Die spezifische Erregungswelle, immer wieder angeregt und genährt durch zahllose geistig-körperliche Berührungen und Reize, drängt nun mit Gewalt nach einem Abfluss nach aussen, nach der naturgemässen physiologischen Entladung.

Nicht immer jedoch kann sich diese ohne Hindernis vollziehen. Allzuviel und allzuhoch sind oft die Schranken, welche der gesetzlichen Vereinigung beider Körper, in der allein gültigen Form der Ehe, entgegenstehen. Massenhafte Vorurteile, soziale Wahnbildung und Verkennung der tatsächlichen, physisch begründeten Grundlagen der Ehe, wie sie sein soll, legen da ein trennendes Veto ein, wo die Natur ein Gutes schaffen will. Der Satz: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden!" ist in unserer Zeit zur heuchlerischen Blasphemie geworden. Über jedes Ehebett, mag es vom höher-sittlichen, vom rassenhygienischen Standpunkte auch noch so verrucht[1]) sein, breiten Kirche, Gesetz und Gesellschaft segnend die Hände; und jenes alte Weisheitswort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" findet blinde Herzen und taube Ohren. —

Gesellschaftlich gebrandmarkt wird die freie Liebe, welche sich, — einem tiefgeheimen Zuge folgend — ohne behördliche Approbation

[1]) Um mich des Möbiusschen Ausdruckes zu bedienen.

zusammenfand. Geächtet für Lebenszeit werden die Früchte, welche nicht im Schatten des allein-seligmachenden Ehebettes gezeugt wurden. Sie, deren Durchschnitt sich von Geburt nachweislich vor den ehelichen durch grössere Körperkraft und -Schönheit auszeichnet, erliegen zum Teil bereits in den ersten Lebensjahren den Anfeindungen einer gehässigen Mitwelt und müssen fast durchweg, — mag die Natur sie noch so auffällig mit Seele und Intellekt gesegnet haben, — ihr Leben in den untersten Ständen verbringen. —

Fast noch schlimmer geht es den unglücklichen Müttern der Illegitimen. Diese haben um so mehr zu leiden, je höheren Standes sie ursprünglich sind. Ein uneheliches Kind, — und mag es auch von engelhafter Schöne sein! — bedeutet für ein Mädchen aus „gutem" Hause eo ipso die gesellschaftliche Decadence. Allzu tief ist die heilige Achtung der sanktionierten Ehe — allen neuzeitlichen Strömungen zum Trotz — immer noch weitesten Volksschichten eingeprägt.

Das Weib, als dessen grösster Triumph über den polygamen Mann die Schaffung der monogamen Ehe angesehen werden muss, hält als Gattungswesen mit eiserner Konsequenz an dem einmal Erreichten fest und tut unnachsichtlich alle jene Geschlechtsgenossinnen in den Bann, welche die altgeheiligte Ordnung, und sei es aus heissester Liebe, zu durchbrechen wagen.

Dieses Bewusstsein der ihrer wartenden Demütigungen brennt in jedem unglücklich liebenden Mädchenherzen in quälender Flamme!

Aber nun versetze man sich in die Seelenkämpfe, die der Zwiespalt zwischen äusseren Umständen und der aufs höchste gesteigerten sexuellen Erregung herbeiführen muss.

Die erotische, unerbittlich zur Umsetzung in Aktion drängende Bewusstseinswelle will nach aussen abfliessen um jeden Preis. Ist ihr das auf normalem, physiologischen Wege nicht möglich, so verfällt die hochgradig gereizte schliesslich auf alle möglichen abnormen Auswege.

Es kann zu nervösen Erkrankungen, zu Trunksucht kommen, ja, zu Geistesstörungen, welche gerade im Anschluss an Liebesenttäuschungen sehr mit Vorliebe auftreten.

Das gilt ganz speziell für gewisse unter den Sammelbegriff „Dementia juvenilis" oder „praecox" fallende Psychosen, deren innige kausale Verknüpfung mit sexuellen Vorgängen ich a. a. O. zu beweisen gesucht habe [1]). —

Es scheint übrigens, dass das weibliche Geschlecht in dieser Beziehung stärker gefährdet ist als das männliche.

Aber noch auf anderen pathologischen Wegen kann sich die un-

[1]) Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie Bd. 62, 1905.

geheure Liebesspannung entladen. In gewaltsamen Eruptionen, meine ich, unter denen vor allem der Selbstmord zu erwähnen ist.

Der Selbstmord ist ein krimineller Akt, der sich gegen den Täter selbst richtet. Sein Vorkommen ist an sich schon in jedem Falle ein Beweis für die hochgradige Bewusstseins- und Urteilstrübung, unter der das betreffende Individuum steht: Würde derselbe seelische Elan, dieselbe Leidenschaftlichkeit auf ein physiologisches Ziel verwandt, etwa auf Hinwegräumung und Bekämpfung der die Liebesvereinigung bedrohenden äusseren Hindernisse, so würde dieses Ziel gewiss in vielen Fällen erreicht werden.

Dem Selbstmörder aber kommt es vor allem auf möglichst radikale und plötzliche Befreiung von jener unerträglichen inneren Spannung an. So greift er zum äussersten, irreparablen Gewaltakt und reisst oft auch das Leben des geliebten Menschen mit in den Bergsturz seiner Selbstvernichtungsgefühle hinein: Doppelselbstmorde!

Fast durchweg gehören die durch Suicid endigenden Liebenden den jugendlichen Altersstufen an. Ein Beweis, dass nicht nur die Liebe selbst bei den an Gegenvorstellungen armen Jugendlichen am leichtesten Wurzel schlägt, sondern dass aus gleichem Grunde die Neigung zu gewaltsamen Ausbrüchen auch bei ihnen sich am leichtesten durchsetzt.

Übrigens bestehen gewisse Wechselbeziehungen zwischen Selbstmord und Kriminalität, und das gilt auch für die aus Liebesmotiven begangenen Selbstmorde. Es ist manch Einer zum Verbrecher geworden, weil ihm das normale bürgerliche Leben zur hemmenden Schranke in Liebesdingen wurde.

Damit stimmen auch v. Oettingens[1]) Erfahrungen überein, dass unter den Ledigen überall mehr Bestrafte, also mehr Rechtsbrecher sind, als unter den Verheirateten.

Diese Tatsache, die v. Oettingen der „sittigenden Macht des Familienlebens" zuschreibt, muss in allererster Linie so gedeutet werden, dass die andauernde, ungeheuere sexuelle Spannung der Ledigen, nicht zur Liebesvereinigung gelangten[2]) Liebenden für den Verheirateten gar nicht oder doch höchst selten in Frage kommt, sondern hier fast völlig ausgeschaltet ist.

Friedrich der Grosse wusste, weshalb er seine „langen Kerls" mit Gewalt zum Heiraten zwang. Er wollte eine gehorsame Truppe, auf die er sich unter allen Umständen verlassen konnte. Nur der im Vollbesitze seiner Manneskraft befindliche Stier ist wild und ungebärdig. Verschnittene Haustiere und Menschen lassen sich weit leichter regieren; und ein Mann, dessen Blut nicht in heisser Unbefriedigung aufschäumt,

---

[1]) v. Oettingen, Moralstatistik.

[2]) Unter diesen ist auch das Gros der Liebesselbstmörder zu suchen.

sondern dem ein regelmässiger Liebesgenuss garantiert ist, ist stets im ganzen friedlicher, gezähmter als ein Lediger, dessen Triebe in wilder Brunst brennen[1]).

Übrigens haben Lacassagne und Soquet ganz recht, wenn sie im Selbstmorde — einerlei, aus welchem Grunde unternommen, — einen Beweis für „eine fortschreitende Milderung der Sitten" erblicken. Denn für unsere Kulturländer ist es längst erwiesen, dass mit einer Vermehrung der Selbstmorde eine relative Verminderung der gewöhnlichen Verbrechen Hand in Hand geht[2]).

Es liegt natürlich nahe, hieraus zu schliessen, dass beides, nämlich Selbstmord und Rechtsbruch, auf demselben Boden erwachsen und nur verschiedenartige Äusserungen einer und derselben pathologischen Grundkonstitution sind.

Dafür spricht auch ganz besonders scharf die Tatsache, dass die Jahreskurve der Sittlichkeitsverbrechen sich fast völlig mit der der Selbstmorde deckt[3]). Das eine wie das andere ist eben der Ausdruck der gleichen sich in verschiedene Gebiete entladenden Erregungswelle.

Über die Art, wie sich Kriminalität und geistige Abnormität mit dem Liebesleben verquicken, soll weiter unten noch näheres gesagt werden.

Mit der Liebe tritt ja ein völliges Novum in das Leben des Einzelnen, und zwar ein Neues, das die Psyche so wie so zu einer Krise führt. Da finden alle seltsamen, auffallenden und von der Norm abweichenden Neigungen und Handlungen einen geeigneten und wohl vorbereiteten Boden. — —

Verfolgen wir zunächst den Verlauf unserer Liebesaffektion bis ans Ende.

Was Küsse und Umarmungen, was Zärtlichkeiten aller Art symbolisch andeuteten, das wird in der Liebesvereinigung zur Tatsache. Auch hier gehen die Beteiligten unbewusst von dem Prinzip einer Erweiterung und Vergrösserung der beiderseitigen Berührungsflächen aus; denn je grösser diese Berührungsfläche, um so intensiver die Reizwirkung. —

Auch finden sich, wie an Lippen und Zunge, so auch an den Genitalien eine Menge feiner und feinster Verästelungen sensibler Nerven, welche auch ihrerseits zu einer Vervielfältigung des Reizes beitragen.

[1]) Vgl. auch Dr. Fr. Ehrhard, in der Monatschrift „Geschlecht und Gesellschaft", Jahrg. I, H. 10.

[2]) Nach Robert Gaupp („Selbstmord") liefert die Pubertätszeit eine ganz aus der Linie fallende, auffallend hohe Selbstmordziffer. Auch töten sich Ledige häufiger als Verheiratete.

[3]) Nach R. Gaupp, wie oben.

Schliesst sich intra coitum Mund fest an Mund, Leib an Leib, so ist alsdann das überhaupt mögliche Maximum an Reibungsfläche erzielt und es wird endlich jenes Ziel erreicht, um dessentwillen überhaupt der ganze umständliche Liebesapparat in Tätigkeit gesetzt wurde: die Deponierung des männlichen Samens an den physiologischen Ort, von wo aus er zur Vollziehung der definitiven Verschmelzung mit dem weiblichen Ei selbständig weiter strebt. —

Wie sehr die ganze Liebesaffektion auf eine Trübung der höheren Bewusstseinselemente hinausläuft, ergibt sich nun aus der Beobachtung des Kopulationsaktes mit ganz besonderer Schärfe. Diese Bewusstseinstrübung, im Fortschreiten der Affektion stetig zunehmend, erreicht unstreitig unmittelbar vor der Begattung ihren Höhepunkt und verharrt auf demselben, bis der Akt vorüber ist.

Das Bewusstsein der ganzen ungeheueren Zeit und Mühe, welche vielleicht auf die Werbung um das Weib verwendet worden sind, die aufs äusserste gesteigerte sexuelle Erregung, und die nun endlich herbeigeführte Lösung dieser gewaltsamen Spannung, — das alles kombiniert sich nun zu einem Ganzen und fliesst in einem unnennbaren Gefühl der Befriedigung zusammen.

Über diesen einzigartigen Moment ist indessen soviel geschrieben und gesagt, dass sich ein noch weiteres Eingehen darauf erübrigt. Es ist der Moment, wo die Gattung definitiv über das Individuum triumphiert. Wo das Interesse des letzteren mehr denn je dem höheren Gattungsinteresse dienstbar wird. Wo das Bewusstsein, als zur Zeit dem Menschen nicht vonnöten und von Nutzen, nahezu völlig erlischt.

Dieser Zeitpunkt, wie gesagt, bedeutet den Gipfel. Er ist die Krönung der Liebesleidenschaft, die hier eine später nie wieder erreichte Höhe erklimmt.

Das ist die vielbesungene Zeit der Flitterwochen. Das ist farbenprächtige Poesie, erkauft durch eine unabwendbar hereinbrechende Zeit grauer Prosa. —

Die Welt weiss das. Ist schon ein Liebes- oder Brautpaar in seiner kritiklosen, jenseits von Gut und Böse schwebenden Hingenommenheit etwas Rührend-lächerliches, so ist es ein jungvermähltes Paar noch viel mehr. Mit nachsichtigem Lächeln duldet es die Welt.

Aber was der objektive Beobachter sieht, das tritt auch den beiden Liebenden — oft nur als vage Ahnung, als ‚Gefühl' — ins Bewusstsein, und damit zugleich, vielfach verdeckt von der beglückenden Liebesempfindung, eine aus diesem Inferioritätsgefühl entspringende peinliche Scham.

Sie ist es auch, welche das Paar veranlasst, nach Möglichkeit einsame Orte aufzusuchen, sich neugierig-aufdringlichen und spöttisch-nachsichtigen Blicken zu entziehen.

Diese Heimlichtuerei ist also nicht etwa so zu erklären: dass die Natur durch sie die Sicherung einer ungestörten Begattung und Fortpflanzung bezwecken, — dafür müssten sich doch wohl auch in der höheren Tierwelt analoge Beispiele finden! —, sondern die Schamhaftigkeit der Liebe vor den Augen der Welt, d. h. der Freunde und Bekannten, ist eine spezifisch-menschliche Äusserung.

Solange es noch eine originäre Liebe gibt, mit allen ihren Schwächen und Seltsamkeiten, solange wird auch so etwas wie die Hochzeitsreise existieren, die gewissermassen eine Flucht aus der Öffentlichkeit in die Öffentlichkeit darstellt, wenigstens so wie sie heutigentags gehandhabt wird.

Unser in Liebesdingen so unsäglich prüdes Geschlecht muss eine höhere Entwickelungsstufe erreicht haben, bis es die Liebesdinge nach dem Grundsatze: „Naturalia non sunt turpia“ zu behandeln gelernt haben wird und den ganzen Akt mit allen Prämissen und Folgerungen als das nimmt, was er ist: als einen zur Stammeserhaltung unbedingt notwendigen und daher in jedem Stadium zu duldenden psycho-physiologischen Vorgang.

So wie unsere Gesellschaft augenblicklich noch empfindet, weiss sie zwar: ohne Kopulation kein Volkszuwachs!

Sie heiligt und schützt den Nachwuchs daher durch den Paragraphen der Ehe, sie feiert die frisch Verlobten mit viel Geschrei und Sensationsbedürfnis (wozu seitens vieler Ehemänner eine gute Portion Schadenfreude kommt).

Den eigentlichen Akt dagegen und die Vorbereitungen dazu, ihn umhüllt sie normaliter mit einem heuchlerischen Schleier. Gleichsam als sei dieser Punkt des Ehebundes ein Ding, dessen man sich zu schämen hätte!

Mit Augenzwinkern und Blinzeln, wenn nicht gar mit anzüglichen Redensarten, geleitet sie den Verlobten in die Ehe, mit verständnisvollem Lächeln begrüsst sie den neugebackenen Ehemann nach vollbrachter Tat.

Dies ist die Art, wie man seine Teilnahme für den intimsten und doch natürlichsten Drang der Jugend zeigt! und es ist daher wahrlich kein Wunder, wenn ernstdenkende Männer die in der Frau auftauchende Liebesgefahr von sich weisen wie den Teufel, weil sie die Beteiligung der lieben Mitwelt an ihrem „Glück“ mit Blicken, Zungen und Gebärden, über alles fürchten und verabscheuen gelernt haben. — —

Mit der ersten vollen geschlechtlichen Befriedigung setzt die Krisis der Liebesaffektion ein.

Viel zwar tut die Autosuggestion. Aber ehrliche Männer, die sich selbst scharf zu beobachten gelernt, geben zu, dass bereits der ersten Umarmung eine tiefe Ernüchterung folgen kann. Je akuter die psychische

Veränderung den Menschen überfiel, um so jäher erfolgt auch in der Regel das Erwachen.

Es ist dann, als ob ein Fremdstoff aus dem Blute sich löste. —

Meist jedoch tritt die Ernüchterung langsam ein, und das von Gefühlsüberschwang so lange geblendete Auge lernt allmählich wieder klar sehen.

Die Regel ist, dass diese zunehmende Klarheit des Blickes mit einem mehr oder weniger kritischen Gefühlsabfall Hand in Hand geht. Mit dem Schleier, der vom Auge fällt, sinkt auch die beglückende und blendende Illusion zusammen. Es kommt nun die kritischeste Zeit der Ehe überhaupt.

Ist die Ehe nicht von vorneherein, neben der Liebe, auch auf gegenseitige Achtung, auf Charakterergänzung, auf freundschaftlich verständige Wertschätzung gegründet, so wandelt sich das zeitweilige Glück langsam, doch sicher in eine grosse und dauernde Enttäuschung.

Nicht mehr läuft der — jetzt wohlversorgte — Mann Gefahr, Selbstmord zu begehen, oder anderweitig kriminell zu werden; denn die ungeheuere auf Aktion drängende Erregungswoge ist verebbt.

Nicht mehr macht er sein Innenleben in dieser ausschliesslichen Weise vom Weibe abhängig; denn die Binde fiel von seinem Auge. —

Seine Freunde finden, dass er allmählich „wieder vernünftig" wird. Er hat wieder mehr Zeit übrig für seine alten Liebhabereien und Bekanntschaften, zeigt Interesse für allgemein wichtige Dinge und lässt es sich, statt zornig aufzufahren, gutmütig gefallen, wenn man ihn mit derbem Spott in seiner jungen Ehemannsherrlichkeit aufzieht. —

Auch das körperliche Allgemeinbefinden, das im Stadium der Akme und der Krisis sehr darniederlag, hebt sich merklich.

„Jetzt, da sie ihn genommen,
Ist alles wiederkommen,
Durst, Appetit und Schlaf —"

sagt Seelenkenner Goethe mit Recht. —

Alles in allem, erhält der objektive Beobachter den unverkennbaren Eindruck, dass die Krisis überwunden und vorüber ist. Wohl können noch Schwankungen in der Gefühlsskala eintreten. Aber der Höhepunkt ist doch definitiv überschritten. Das Individuum nähert sich mehr und mehr der sexuellen Sattheit.

In vielen Fällen tritt, langsam sich entwickelnd, ein Gefühl des Überdrusses hinzu, das den polygam veranlagten Mann zu anderen Frauen treibt. Meist jedoch sind, vorausgesetzt, dass es zur Ehe kam, Gewöhnung und Erziehungszwang mächtig genug, das Paar — schon um des Nachwuchses willen — nun auch für die Folgezeit beisammen zu halten; — und damit ist ja der physiologische Zweck des Ganzen erreicht und gefestigt.

Bis zu gewissem Grade sichert übrigens das Überstehen einer ersten Affektion vor der zweiten. Das Individuum wird entweder dauernd oder doch für eine gewisse Zeit psychisch immun. Jedenfalls vergehen durchschnittlich Jahre, bis der Organismus von dem überstandenen Shock soweit erholt ist, um für den Ausbruch einer neuen Liebesrevolution das geeignete Feld zu bieten.

In jedem Fall bedarf es hierzu eines gewissen Fonds von innerer Kraft, welche während des Prozesses verbraucht und also dem Individuum entzogen wird.

Diese ganze mächtige Palastrevolte, als welche wir die Liebe bezeichnen können, ist ja auch nicht individuellen Interessen zuliebe da, sondern dient den höheren Zwecken der Gattung.

Mögen die Mittel oft seltsam sein, welche die Natur zur Erreichung dieser ihrer Zwecke anwendet. Mögen wir den Verliebten mit einem aus Mitleid, Verwunderung und Geringschätzung gemischten Gefühl betrachten und für „abnorm“ erklären, — der Zweck des Ganzen ist doch ein eminent sozialer und dient in erster Reihe der Gesamtheit und ihrer Entwickelung.

Die Natur kümmert sich sehr wenig darum, ob wir eine ihrer Massnahmen kurzweg als „psychotisch“ bezeichnen oder nicht. Sie geht unbeirrt ihren Weg und überschreitet dabei, muss es sein, auch einmal die Breite des uns als „normal“ Geltenden um ein Beträchtliches.

Die Liebe, eine im individuellen Sinne pathologische, d. h. von der Norm des durchschnittlichen seelischen Verhaltens abweichende Erscheinung, ist daher, im sozialen Sinne gefasst, etwas durchaus Zweckdienliches und Physiologisches.

Nehmen wir also den Begriff „physiologisch“ sozial, den Begriff „Paranoia“ individuell, so glaube ich, die „originäre Liebe“ am besten und auch am kürzesten zu charakterisieren, wenn ich sie als das bezeichne, als was wir sie im Laufe der vorstehenden Untersuchung kennen gelernt haben, — als einen der Paranoia verwandten oder nahestehenden Zustand; man könnte sogar sagen: als eine temporäre „physiologische Paranoia“.

III. Zur Liebespathologie.

A. Abnorme Richtung des Liebestriebes.

Der normale Liebende ist, wie aus obigem hervorgeht, ein Paranoiker besonderer Art, nämlich ein solcher ohne gemeinfährliche Tendenzen. Dies ist jedoch nur solange garantiert, als sich seinem Streben keine unüberwindlichen Hindernisse in den Weg stellen.

Solange freilich kommt sein Tun sogar in ganz ausserordentlichem

Masse der Gesamtheit zugute. Er ist also geradezu ein gemeinnütziger Paranoiker.

Dies ist der Grund, weshalb man ihn allgemein duldet und protegiert. Dies der Grund, weshalb man sein Wahnsystem nur selten befehdet.

Anders wird das erst, sobald sein Tun die sozialen Tendenzen vermissen lässt oder gar den Interessen der Allgemeinheit zuwiderläuft.

Das ist z. B. in hervorragendem Masse da der Fall, wo sich die Liebesleidenschaft nicht auf eine Person des anderen Geschlechtes richtet, sondern das eigene Geschlecht zwangsmässig bevorzugt.

Es handelt sich um das viel diskutierte Problem der konträren Sexualempfindung, der gleichgeschlechtigen Liebe, welche in jüngsten Jahren — besonders anlässlich des Kampfes um den berühmten § 175 — wahre Meinungsstürme pro et contra entfesselt hat.

Soweit es sich bei diesen Vorgängen lediglich um gewohnheitsmässige gleichgeschlechtliche Befriedigung des Sexualtriebes handelt, — wobei es nicht darauf ankommt, ob ein angeborener oder erworbener Zustand vorliegt, — soweit kommt dieses Thema für unsere Betrachtung überhaupt nicht, d. h. ebensowenig in Frage, wie der gewöhnliche auf blossen örtlichen Lustmomenten basierende mann-weibliche Geschlechtsverkehr.

Uns interessieren nur die Fälle, wo eine wirkliche perverse Liebesleidenschaft vorhanden ist, wo also das psychische Moment ebenso sehr im Vordergrunde steht, wie bei der hetero-sexuellen Liebe. Und diese Fälle sind zahlreich genug.

Die erste sich da aufdrängende Frage: ob krankhaft oder nicht? ist bereits in obenstehenden Absätzen gelöst. Bestrebungen, welche den Lebensinteressen des sozialen Volksverbandes zuwiderlaufen, sind generell vom Standpunkte des Arztes und Volkshygienikers aus zu verwerfen.

Man sollte sie allerdings nicht unter Strafe stellen, soweit es sich um degenerativ-perverse, irreparable Fälle handelt, und vor allem, soweit es zu einer direkten, nachweisbaren Schädigung der Allgemeinheit nicht gekommen ist.

Wo indessen Verführung Minderjähriger vorliegt, deren biologische Kraft auf diese Weise dem normalen Volkswachstum entzogen wird, soll man die strengsten Strafen nicht scheuen und sich auch nicht durch den immer wieder vorgebrachten Hinweis auf antike Zustände irre machen lassen: Die griechische Kultur stand nicht in Blüte, weil sie die Päderastie duldete, sondern obwohl sie es tat; und wenn es auch zu weit gegangen ist, ihren schliesslichen Untergang mit der zunehmenden Homosexualität in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen, so liegt doch sicherlich eine mittelbare Beziehung vor, indem die Zahl der Geburten in den Oberklassen — denn sie waren die Haupt-

beteiligten, — durch die weitverbreitete Knaben- und Freundesliebe ungünstig beeinflusst worden ist. —

Es ist über diese Dinge sehr viel geschrieben und geredet worden. Aber wir machen uns einer übel angebrachten Toleranz schuldig, wenn wir die extreme Agitation gewisser interessierter Kreise noch lange ruhig mit ansehen.

Haben es die „Uranier“, — so nennen sie sich bekanntlich selbst, — doch sogar versucht, ihre perverse, den Allgemeininteressen Abbruch tuende Veranlagung als einen besonderen Vorzug hinzustellen, indem sie behaupten, die Natur suche durch Ausmerzung dieser ihrer „kräftigsten“ und „begabtesten“ Elemente einer drohenden Übervölkerung vorzubeugen!!

Das ist lächerliche Bramarbasie und Anmassung.

Der normal empfindende Mann hegt nun einmal einen ausgesprochenen Widerwillen gegen homosexuelle Liebesäusserungen und wird nie damit einverstanden sein, wenn man diese Dinge mit physiologischen Verhältnissen gleich oder gar den pathologischen über den physiologischen Fall zu stellen unternimmt. —

Homosexuelle Verhältnisse sollten ausschliesslich da geduldet werden wo sich volljährige Erwachsene, ohne das Mittel berechnender Verführung, freiwillig zusammenfinden und reif genug sind, die Öffentlichkeit mit Ärgernis zu verschonen.

Solange die gleichgeschlechtige Liebe also eine Pflanze bleibt, die im Verborgenen lebt und niemand schädigt, mag sie ausser Verfolgung gesetzt sein.

Öffentliche Anerkennung aber kann sie nie von einem Staate verlangen, dessen vitalste Interessen in einem gesunden Bevölkerungszuwachs begründet liegen, ja mit ihm stehen und fallen! (siehe Frankreich!) —

Das eigentümliche Kennzeichen echter gleichgeschlechtiger Verhältnisse beruht darin, dass in ihnen ganz die Allüren und Empfindungen physiologischer Liebesverhältnisse zutage treten. Stets fühlt sich ein Partner in der Rolle des Mannes, der andere in der Rolle des Weibes.

Das geht oft so weit, dass zu den weiblichen Empfindungen sich eine starke Annäherung an weibliches Wesen in äusserlicher Tracht und Haltung gesellt, die von den tatsächlichen Geschlechtsverhältnissen ganz wunderlich absticht.

Solche verweiblichten, — nach v. Krafft-Ebings Ausdruck „effeminierten“ — Männer nehmen allmählich weibliche Art in Bewegung und Gang an. Sie ändern ihren Geschmack in gleicher Richtung, werden süsslich, geziert, eitel und legen übertriebenen Wert auf ihr Äusseres; ja, sie neigen häufig sogar zur Beschäftigung mit weiblichen Handarbeiten.

Nach Möglichkeit werden weibliche Geschlechtsmerkmale durch allerhand Toilettenkniffe (Korsett, falscher Busen und dergl.) vorgetäuscht. Manipulationen, welche in einer geringeren Anzahl von Fällen unnötig sind, da die Betreffenden von Natur sich dem weiblichen Habitus beträchtlich nähern. (Hohe Stimme, verstärkte Ausbildung der Brustdrüsen, Bartlosigkeit.) —

Analog liegen die Verhältnisse bei der weiblichen Liebe zum gleichen Geschlecht. Auch hier spielt merkwürdigerweise meist die eine Partnerin die Rolle des Mannes und sucht sich innerlich und äusserlich die dazu nötige Miene anzueignen. Sie beginnt zu rauchen, zu trinken, derbe Witze zu reissen und äfft männliches Wesen in Haartracht, Gang und Gebahren nach. Es ist das die von Krafft-Ebing[1]) so genannte Erscheinung der „virago".

Wie bei den Männern weibähnliche, so gibt es umgekehrt unter den Weibern eine kleine Anzahl, bei denen dieses Bestreben durch körperliche Eigenschaften (wie Bartwuchs, männliche Stimme, männlicher Knochenbau) von vorneherein unterstützt wird. —

Vielfach handelt es sich in allen diesen Fällen um nervös belastete Individuen, die auch auf anderen Gebieten allerhand abnorme Züge aufweisen.

Nicht immer aber ist diese Nachahmung des Mannes so stark ausgeprägt. In vielen tribadischen Verhältnissen, insbesondere solchen, wo von keiner Belastung die Rede sein kann, sondern der perverse Trieb lediglich durch Verführung entwickelt ist, ist der äussere Typus beider Partnerinnen durchaus als weiblich anzusprechen.

In diesen — oft sehr dauerhaften — Liebesverhältnissen pflegt, nach meiner Beobachtung, eigentümlicherweise der als Mann agierende Teil der jüngere und hübschere zu sein, welcher über den anderen eine — oft sehr tyrannische — Herrschaft ausübt. Gewöhnlich ist er es auch, der das ganze Verhältnis anbahnt und die Partnerin, eine für andere oft sehr wenig reizvolle Person, in seine Gewalt zieht. —

Der Charakter der Liebesleidenschaft aller dieser Perversen ist, wie gesagt, ebenso echt wie bei den Heterosexuellen. Es kommt zu heftigen Szenen, mit Tränen und Versöhnungsfesten, zu blutiger Eifersucht, Untreue und sogar zum Selbstmord. —

Derartige Verhältnisse finden sich — ausgeprägt wie andeutungsweise — in allen Bevölkerungsklassen, von dem in seine Lehrerin oder in eine Freundin leidenschaftlich verliebten Backfisch bis in die Kreise der Prostitution.

Der ganz idealen Liebe aber, welche uns hier vorzugsweise beschäftigt, kommen höchstens jene jugendlichen Mädchenfreundschaften

[1]) v. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis. Stuttgart, Ferd. Enke.

einigermassen nahe, deren Verlauf ein ganz unschuldiger zu bleiben und der Vorläufer der Liebe zum Manne zu sein pflegt [1]).

Die ausgesprochene, meist stark unflätig gefärbte Tribadie der Prostituierten hingegen verhält sich zur originären Liebe wie etwa die Kloake zum strömenden Wasser.

Sie und alle jene von Anfang an auf rein lokale Geschlechtsbefriedigung hinauslaufenden Perversionen seien daher an dieser Stelle nicht weiter berücksichtigt.

B. Pathologische Steigerung physiologischer Liebessymptome.

Während wir den gewöhnlichen Liebenden mit einem — allerdings misszuverstehenden — Ausdruck als „physiologischen Paranoiker“ bezeichnen zu dürfen glaubten, ändert sich mit der Färbung und Richtung der Affektion auch die zukommende Bezeichnung.

Über die perverse Triebrichtung der Liebe sprachen wir soeben. Sie drängt uns zu dem Schlusse, dass in diesen Fällen aus dem „physiologischen“ und „gemeinnützigen“ ein „bedingt gemeingefährlicher“, jedenfalls aber ein „pathologischer Paranoiker“ geworden ist.

Dasselbe kann überall da der Fall sein, wo sich die Liebe zwar auf eine Person des anderen Geschlechts richtet, wo jedoch das eine oder andere im Kern physiologische Symptom der Liebe sich in übermässiger Steigerung vorfindet.

Das gilt z. B. auch für den Fetischismus.

Der Fetischist kann sich reell verlieben, so gut wie jeder andere. Er wird vielleicht gar, ist sein Leiden noch nicht allzu stationär und festgewurzelt, und besonders, wenn guter Wille vorhanden ist, seine krankhafte Neigung mit Erfolg bekämpfen. Es hat zahlreiche Fetischisten gegeben, welche glückliche Gatten und Familienväter geworden sind. Aber nur ein Teil wurde durch die originäre Liebe zu normalen Menschen.

Das Wesen des pathologischen Fetischisten besteht ja darin, dass die gewaltigste Empfindung, ja, die sexuelle Befriedigung für ihn nicht an die Gesamterscheinung des Weibes sich knüpft, sondern an einen Gegenstand, der zu ihr irgendwie in Beziehung steht (Kleidungsstücke), oder an einen Teil ihres Körpers (z. B. die Haare) oder auch (in selteneren Fällen), an einen an sich gleichgültigen Gegenstand.

Indem also „ein Teileindruck vom Gesamtbilde der Person des anderen Geschlechtes alles sexuelle Interesse auf sich konzentriert“, ist der Fetischist, wie Krafft-Ebing so fein sagt, nicht als ein „Monstrum per excessum“ anzusehen, sondern eher ein „Monstrum per defectum“.

[1]) Entsprechend liegen die Verhältnisse bei Knaben.

Die Fetischisten finden demgemäss in der Ehe nur dann eine rechte geschlechtliche Befriedigung, wenn die Frau gewissermassen den betreffenden Fetisch neben sich im Ehebette duldet.

Bisweilen genügt es auch, wenn der abnorme Mann den Befriedigung verschaffenden Fetisch sich möglichst lebhaft in der Phantasie vorstellt.

Da es sich hier zwar um krankhafte, aber immerhin wenig störende Züge handelt, so kommt es — eine vernünftige Toleranz seitens der Frau vorausgesetzt, — in solchen Ehen selten zu Zerwürfnissen. Vielmehr wird die Ehe, je mehr aus Liebe geschlossen, ihrerseits um so besser geeignet sein, diesen abnormen Zügen kräftig entgegen zu wirken.

Die Öffentlichkeit hat, nach alledem, im ganzen recht wenig Gelegenheit, sich mit den reell verliebten und verheirateten Fetischisten zu beschäftigen.

Erwähnt mag auch werden jene eigentümliche zuweilen vorkommende Vorliebe für Pelzwerk, Sammet oder Seide. Diese Abnormität hängt bestimmt mit einer besonderen Konstitution der das Tastgefühl vermittelnden nervösen Organe zusammen. Sonst wäre es nicht gut möglich, dass ein Reflex, der sonst speziell durch den Reiz der menschlichen unbehaarten Haut und Schleimhaut hervorgerufen wird, in ausschliesslicher Weise durch die Berührung mit den genannten Stoffen ausgelöst wird.

Verhältnismässig oft finden sich mehrere Perversitäten in einer Person verschmolzen. Es kommt z. B. konträre Sexualempfindung zusammen mit Sadismus oder Vorliebe für Pelzstoffe u. dergl. zusammen mit Masochismus vor.

Die Ableitung dieser beiden Abnormitäten, des Sadismus und Masochismus aus normalen Verhältnissen fällt keineswegs schwer. Wir brauchen nur daran zu denken, welche prädominierende Rolle die Tastempfindungen im Liebesleben überhaupt spielen, und dass die Freude an Berührungen mit der geliebten Person sich paroxysmatisch zum Kneifen, Reiben, Schlagen, Beissen usw. steigern kann.

Das sind wohlbekannte erotische Handlungen, welche aber unter allen Umständen noch in die Grenzen des Normalen fallen. Sie pflegen die Liebeserregung zu steigern und sind weit entfernt, die Allgemeinheit irgendwie zu gefährden.

Dies wird erst anders, wenn der physiologisch-grausame Bestandteil dieser Liebesäusserungen sich zu derartig pathologischen Formen verdichtet und steigert, wie es im Sadismus und Masochismus der Fall ist.

Beides sind in gewisser Weise gegensätzliche Dinge.

Der typische Sadist, dessen höchster Genuss, dessen einzig mögliche Befriedigung durch Peitschen, Treten und Quälen der geliebten Person (eventuell bis aufs Blut) ausgelöst wird, ersehnt sich stets als vollkommenste weibliche Ergänzung die Masochistin, deren grösstes Glück im Geschlagen-, im Gequält*werden* besteht.

Aktivität und Passivität, männliche und weibliche Wesensart im äussersten Extrem.

Ist der Mann Masochist, so tritt im Verein mit dieser Eigenschaft sehr häufig eine Vorliebe für Pelzwerk usw. in den Vordergrund, die sich so äussert, dass das aktiv eingreifende Weib sich in Pelze u. dgl. kleiden muss, um dem Manne Befriedigung zu verschaffen. Oft treten zu dieser Gruppe auch noch Züge von Fetischismus, z. B. Stiefelfetischismus.

Es gibt, wie gesagt, fliessende Übergänge und zahlreiche innere Beziehungen zwischen den einzelnen perversen Neigungen. —

Dass der Sadismus ein eminent gemeingefährliches Moment enthält, ist wohl ohne weiteres klar. In ihm liegt die Tragödie so mancher Ehe begründet; er ist die Ursache so manches rätselhaften Selbstmordes.

Ich meine jene Tragödie, welche sich schamvoll vor der Welt verbirgt, weil sie — wie viele Liebestragödien — meist nur Achselzucken und ein Spottlächeln, selten das rechte Verständnis findet. —

Eine Frau, die sich den perversen Gelüsten ihres Mannes aus echter Liebe hingibt, wird auch nicht den Wunsch haben, dieses ihr ungeheueres Opfer an Stolz und natürlicher Empfindung vor die Öffentlichkeit gezerrt zu sehen.

Tut sie es aber gar *selbst* (man erinnere sich z. B. der neuerdings publizierten „Lebensbeichte“ der Frau Wanda von Sacher-Masoch!), so liegt wohl stets ein Manko an jener tiefen und heiligen Scham vor, ohne welche wir uns ein echtes Weib nicht denken zu können gewohnt sind!

Die Wissenschaft allerdings, das ist zuzugeben, muss alle derartigen so seltenen Publikationen mit aufrichtigem Danke begrüssen. Denn sie werfen neue Lichter auf diese so lange prüde gemiedenen und darum vielfach missdeuteten und verkannten Dinge und Tatsachen.

Sind es doch Dinge und Tatsachen, die im praktischen Leben einen weit grösseren, wichtigeren Raum einnehmen, als gemeinhin gewusst wird. — —

Noch eine Affektion aber gibt es, welche in unserer Besprechung keinesfalls übergangen werden darf; das ist die wissenschaftlich als *Paranoia erotica* oder *Erotomanie* bekannte, ausgesprochen psychotische Symptomengruppe.

Während die verschiedenen Perversionen und Entartungen des Liebesgefühls zwar als pathologisch gelten, jedoch nicht direkt zu den Geisteskrankheiten gezählt werden können, handelt es sich bei der Paranoia erotica um eine typische chronische und unheilbare Psychose.

Es liegt da ein Symptomenkomplex vor, in dessen Mittelpunkt — wie bei jeder Paranoia — ein bestimmt gerichteter Beziehungswahn steht: Der Kranke, aufmerksam geworden durch irgend einen in Wirklichkeit ganz gleichgültigen Vorgang, einen Blick, eine Begegnung, eine Zeitungsannonce, fasst den Glauben, dass eine Person des anderen Geschlechtes ihm in Liebe zugetan sei.

Unzählige Beobachtungen des täglichen Lebens bestätigen ihm die vermeintliche Realität dieser Tatsache. Harmlose Zeitungsnotizen, geschäftliche Zuschriften, zufällig gesprächsweise gehörte Worte, bestärken ihn in seinem Wahne. Die ganze ihn umgebende Welt mit ihren Lebensäusserungen, ihren Motiven, wird im entsprechenden Sinne umgedeutet. Der harmloseste Vorgang gewinnt in seinen Augen eine erhöhte und geheime Bedeutung.

Diese krankhafte Geistesverfassung, als deren Prototyp Mendel[1]) den Ritter Don Quixote anführt, muss selbstverständlich zu den ernstesten Zerwürfnissen mit der Gesellschaft führen. Besonders wenn, — wie sehr oft, — eine hochstehende Persönlichkeit zum Mittelpunkte der Wahnvorstellungen gemacht wird, dauert es nie lange, bis eine Internierung des Kranken unerlässlich wird.

Ist es doch eine charakteristische Eigenschaft des Paranoikers, dass er keine Mittel und Wege scheut, um seinem — illusorischen — Ziele näher zu kommen. —

Diese erotische Paranoia ist ein wahres Zerrbild der echten Liebe, sie zeigt deren typische Symptome, ins Groteske übertrieben, hat sogar ihren vorzugsweise idealen Zug und entwickelt sich wohl stets auf der Basis einer degenerierten Psyche.

Der eigentliche Geschlechtstrieb solcher Individuen ist charakteristischerweise gewöhnlich ein geringer oder pathologisch gefärbter. Vielleicht nämlich gründet sich die ganze Psychose auf ein minderwertiges Keimplasma, welches — im Verein mit einem invaliden Gehirn — nicht imstande ist, eine normale naturgemässe, eine physiologische Liebesaffektion zuwege zu bringen; es wäre die Erotomanie also gewissermassen der Ausdruck einer generativ-psychischen Insuffizienz ab ovo. —

Die Liebe als gemeinnützige und darum physiologische Paranoia, ihre perversen Auswüchse als exquisit gemeingefährliche Anlagen erkannt

[1]) Mendel, Leitfaden der Psychiatrie.

zu haben, welch letztere mit allen Mitteln bekämpft, unschädlich gemacht werden müssen, — das ist die Quintessenz der in unserer Untersuchung gewonnenen Auffassung.

Wir Kurzsichtigen teilen unsere Beobachtungen gewohnheitsmässig ja noch immer viel zu sehr nach Symptomen und viel zu wenig nach den höheren Zwecken ein, welche Mutter Natur mit ihrem oft seltsamen Gebahren verfolgt.

Immer freilich, zugegeben, kennen wir sie keineswegs, diese Zwecke. Ach, allzu oft tappen wir in der Irre!

Aber es gibt nur wenig Dinge, deren Zielstrebigkeit so klar zutage liegt als gerade die Liebe.

Mit ihr will die Natur auf ungewöhnlichem Wege einen Hauptcoup vollbringen, die Schaffung von etwas Vollkommenem.

Sie hierin zu unterstützen; der echten Liebe, wo wir sie finden, freie Bahn zu schaffen, mit Vorurteilen endlich energisch zu brechen, das ist die heilige Zukunftsaufgabe unserer vorläufig von soviel falschen Idolen geblendeten Gesellschaft!

Schutz und Förderung der Liebe und ihrem Kinde!

Eine vernünftige Reform der Eheschliessung! und

Eine wirksame Gesetzgebung zur Unterdrückung perverser Auswüchse!!

Darin liegt das Fundament, auf dem sich die Kultur-Menschheit gesunder und reiner wird emporentwickeln können, als auf den morschen Grundlagen des noch immer herrschenden prüden Systems. —

Ihr dieses Fundament zu schaffen, sie gewissermassen in diesen neuen Sattel zu setzen, — das ist eine der sozialsten und damit dankbarsten Aufgaben, die uns vorbehalten sind.

„Reiten“, — da seien wir unbesorgt! — „reiten wird sie schon können!“ — —




G.E.STECHERT
& CO.





89094659125
b89094659125a